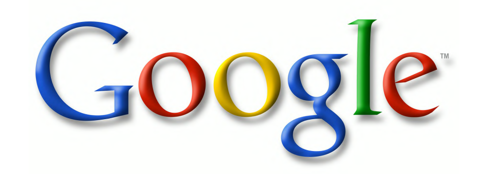
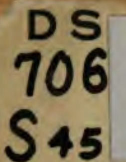








China.

Schilderung von Land und Leuten, Kultur, Religion (Missionswesen), Sitten u. Geschichte, mit kurzer Berücksichtigung der jüngsten Ereignisse u. Deutschlands Handelsinteressen * * * *

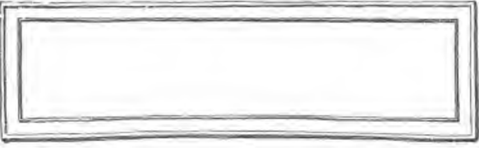


Berlin und Leipzig

Verlag von Friedrich Luckhardt

1900.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





China.

Schilderung von Land & Leuten, Kultur, Religion, (Missionswesen), Sitten und Geschichte, mit kurzer Berücksichtigung der jüngsten Ereignisse und Deutschlands Handelsinteressen.

Von

F. Seifarth.

Berlin & Leipzig.
Verlag von Friedrich Luckhardt.
1900.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

VI. Kapitel.

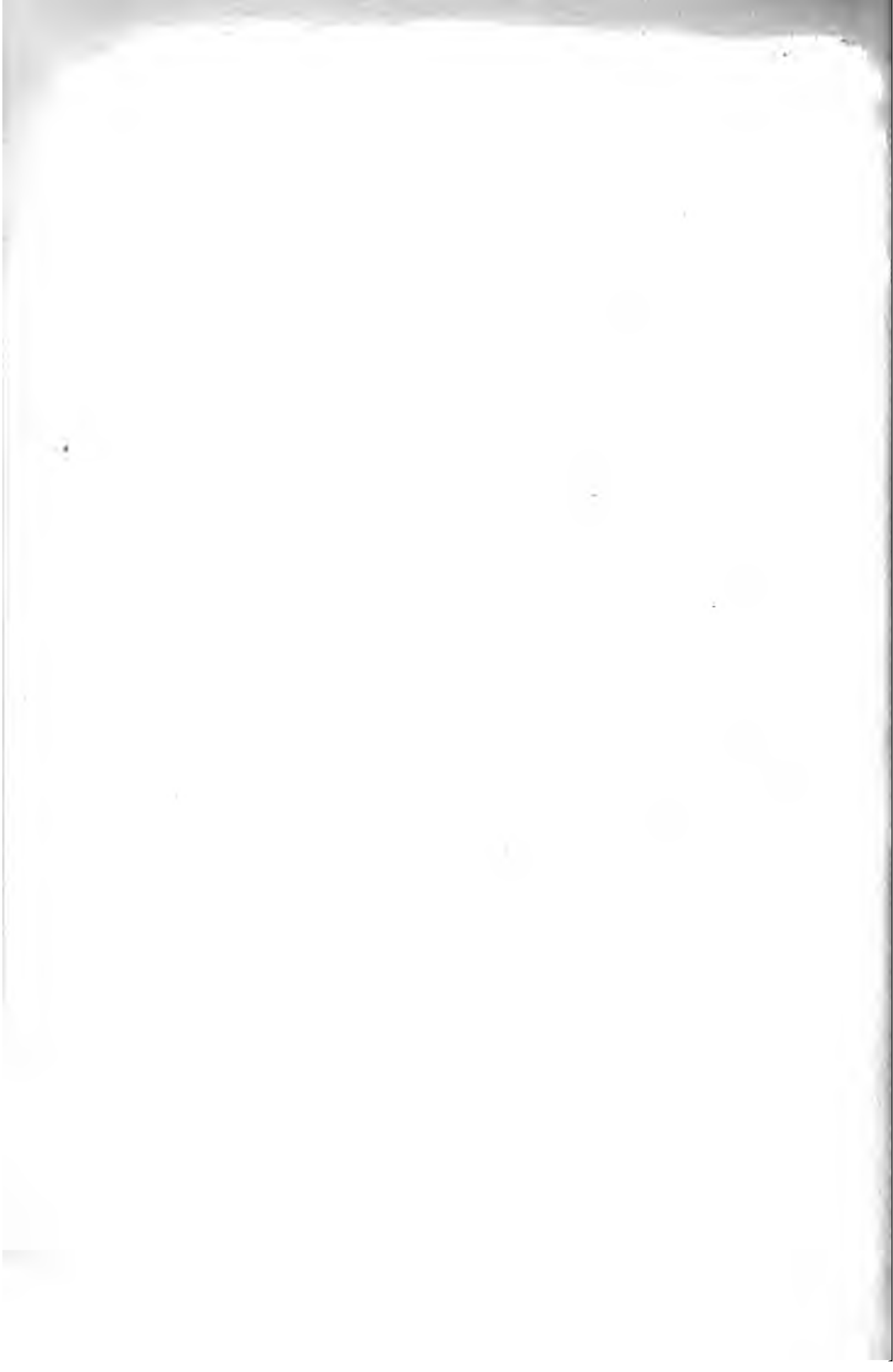
Geschichte von China.

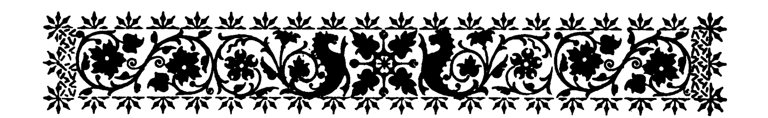
VII. Kapitel.

Seite

VIII. Kapitel.







Vorwort.

Aus der Schulzeit ist wohl noch Manchem erinnerlich, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts „Peking“ die Residenzstadt des Kaisers von China für die größte Stadt der Welt gehalten wurde; daß China das größte Bauwerk der Welt in seiner Grenzmauer besitzt; daß von China der meiste und beste Thee stammt; daß die Chinesen Opiumraucher sind; daß die Männer einen Zopf tragen; daß ein Teil der Frauen sehr kleine Füße haben u. s. w. Aus den Cirkus- und anderen Vorstellungen sind die Jongleur- und andere Künste der Chinesen den geschätzten Lesern wohl durch persönliche Anschauung bekannt.

Sonst sind wir aber über Land und Leute von China im Allgemeinen doch nicht in dem Grade unterrichtet wie von anderen Ländern, weil die Chinesen stets bestrebt waren, ihr Land gegen Fremde, namentlich gegen Europäer abzuschließen, was sie für das Innere ihres Landes heute noch aufrecht zu erhalten suchen. Bis jetzt waren nur

26 meist an dem Meer gelegene Plätze für Ausübung des Handels den Fremden gesetzlich zugänglich.

Seither genügte es uns, was im Allgemeinen von China bekannt war, denn das Land liegt weit ab von uns und unser spezielles Interesse wurde nur wenig unmittelbar berührt. Auch unser Gesamthandel mit China beziffert sich nur auf 30—40 Millionen Mark*) des Jahres (in den letzten Jahren).

Seitdem wir aber militärisch in China angagiert sind, denn es haben bereits blutige Zusammenstösse zwischen deutschem und chinesischem Militär stattgefunden, ist das Interesse ein grösseres für dieses Land geworden, weshalb wir in kurzen Abrissen das Wesentlichste von China folgen lassen. Wir hoffen, daß es auch für diejenigen, die schon über China unterrichtet sind, manches von Interesse bietet und für viele zur Klärung des eigenen Urteils über die verwickelten dortigen Verhältnisse beiträgt.

Heidelberg, im Juli 1900.

Der Verfasser:

F. Seifarth.

---

*) Unser Gesamthandel mit dem Ausland betrug laut Reichsstatistik im Jahre 1898 9,450,241,000 Mark und beziffert sich die Einfuhr auf 5,439,676,000 Mark und die Ausfuhr auf 4,010,565,000 Mark, mithin hatten wir auch im besagten Jahr wieder eine Mehreinfuhr in der Höhe von 1,429,000,000 Mark.



Einige Vorbemerkungen.

Bevor die Kultur und andere Zustände von China geschildert werden, wollen wir erst einige Fragen besprechen, zunächst:

1. Die Chinesenfrage.

Diese Frage bezieht sich nicht auf die staatlichen Zustände Chinas, sondern speziell nur auf diejenigen chinesischen Arbeiter, die in fremden Ländern beschäftigt werden. Dieses wurde die Chinesenfrage genannt, welche kurz besprochen werden soll.

In einigen südlichen Landesteilen Chinas, z. B. in Kiangsu und Fakien war die Dichtigkeit der Bevölkerung so groß, daß manche keine Pachtäcker erhalten konnten, und sich deshalb gezwungen sahen, aus ihrem Geburtsorte auszuwandern, wo sie teils nach Kuangtung ihren Weg nahmen, wo die Eingewanderten Gäste genannt wurden.

Die Auswanderung in ein fremdes Land war den Chinesen früher verboten und erstreckte sich dieselbe vor Jahrhunderten meistens auf die Mandschurei, Formosa rc., dann außerhalb der Grenzen Chinas nach Südasien, wo z. B. im östlichen Hinterindien Handel und Verkehr völlig von der Arbeit der Chinesen abhängig ist. In russi-

schen Grenzgebieten, wo die Einwanderung der Chinesen zeitweilig zugelassen wurde, haben sie den Kleinhandel an sich gerissen.

Seit 1840 richtete sich der Zug der chinesischen Kulis*) nach Australien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Kanada, welches befürchten ließ, daß die Chinesen bald das Uebergewicht über die Weißen erlangen würden und da bei dem Charakter der Chinesen sich eine Verschmelzung mit der weißen Rasse als unmöglich erwies, so schritt man in diesen Staaten zur Abwehr der Einwanderung.

Während den Jahren 1850/70 herrschte in Kalifornien Arbeitermangel und die Chinesen kamen in großer Zahl in das Land, wo sie als Diener und Arbeiter in Bergwerken, Goldwäschereien 2c. Beschäftigung fanden. Infolge der Eisenbahnbauten vermehrten sich dieselben sehr bedeutend, so daß 1886 in San Francisko 100,820 männliche Chinesen, aber nur 4793 weibliche (meistens Prostituirte) in engen Wohnungen eingepfercht, in einem eigenen Stadtviertel wohnten, die ihre eigene heimliche Privatjustiz hatten.

Die chinesischen Arbeiter sind muskulös, überaus arbeitsam, ausdauernd, friedlich, unterthänig, höflich, aber kleinlich zermoniell, dabei äußerst anspruchslos im Essen und Trinken. Die Chinesen traten in Wettbewerb mit Arbeitern anderer Nationen, besonders mit Irländern, und da sie infolge ihrer Anspruchlosigkeit die Löhne herabdrückten, erregten sie deren Unzufriedenheit. Der Widerstand gegen ihr Eindringen verbreitete sich wohin sie kamen, wo sich als ihr ärgster Feind der irische Demagoge Dennis Kearnay erwies, der eine Art Kreuzzug gegen sie veranstaltete. Am 2. September 1885 kam es in Rok-Spring (Montona) zu einem argen Tumult, bei dem 50 Chinesen ge-

*) Kuli (indisch) Lastträger, Leute der untersten indischen Kasten; sklavenähnliche Arbeiter.

tödtet und ihr Eigentum zerstört wurde. Auch in Colorado kamen ähnliche Ausschreitungen vor.

Man suchte in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, sowie auch in anderen Staaten, die Einwanderung der Chinesen auf verschiedene Weise zu beschränken, z. B. durch eine Kopfsteuer bis zur Höhe von 600 Mark, aber man erreichte mit allem nicht den Zweck. Darauf hin beschlossen die beiden Häuser des Congresses der Vereinigten Staaten Nordamerikas ein Gesetz, dahin gehend, — daß den Chinesen die Einwanderung auf die Dauer von 20 Jahren untersagt sein sollte. Dieses Gesetz war im Widerspruch gegen die Verträge, welche zwischen China und Amerika abgeschlossen waren, und da die Chinesen drohten, die in China lebenden Amerikaner auch auszuweisen, so hat der Präsident von Nordamerika von dem Vollzug des Gesetzes Abstand genommen.

Auf unseren überseeischen Schiffen sind die Arbeiter (außer Matrosen) meistens chinesische Kulis, auch hat man 1892 in Deutsch Ostafrika einige Hundert Chinesen eingeführt.

2. Ist das Gesetz, welches die Vereinigten Staaten Nordamerikas gegen die Einwanderung der Chinesen beschlossen, berechtigt?

Wir sagen: Das Recht als „Weltbürger" in den Teilen der Erde zu reisen und sich niederzulassen, wo es ihm gefällt, ist überall nur unter gewissen Voraussetzungen berechtigt. Wenn z. B. in den Staaten, wo die fremden Weltbürger für die Massen der einheimischen Bevölkerung eine wesentliche Verschlimmerung ihrer Existenzbedingung in sich birgt, kann von einer Berechtigung der Zulassung keine Rede sein.

Durch die Anspruchslosigkeit der Lebensweise der chinesischen Arbeiter waren dieselben in der Lage, die Arbeiten um einen ganz billigen Preis auszuführen, und dadurch den Lohn für die weißen Arbeiter zu drücken. Noch schlimmer gestalt-

ete sich dies, daß die billige Arbeit jener chinesischen Kulis zur Bereicherung einzelner Großkapitalisten führte, dadurch, daß sie den Chinesen die Arbeit in Akkord gaben, wodurch der Verdienst der anderen Arbeiter so herab gedrückt wurde, daß sie quasi zu Sklavenarbeitern herabsanken. Das Überhandnehmen der chinesischen Arbeiter war daher dem Kulturzustand, wie sich die weißen Arbeiter ihn errungen hatten, und der zu einem gewohnheitsmäßigen geworden war, gefahrbringend.

Dem amerikanischen Gesetz kann deshalb die Berechtigung nicht bestritten werden, aber wir sagen: Das, wozu die Amerikaner berechtigt sind, muß auch den Chinesen gestattet sein!

Wir können es deshalb nicht für ein Unrecht ansehen, wenn die Chinesen sagen: Wir wollen keine Fremden in unserm Reich haben, weil deren Sitten und Gewohnheiten nicht mit den unseren übereinstimmend sind, und weil sich die fremden Kaufleute doch nur bei uns niederlassen, um sich in kurzer Zeit zu bereichern, und wenn sie dieses erreicht haben, sich wieder entfernen.

3. Die chinesische Mauer.

Man denkt sich häufig, daß das Riesenbollwerk der chinesischen Mauer rundherum die Grenze vom heutigen China bildet. — Dem ist aber nicht so. — Die ersten Anfänge der Mauer werden auf Kaiser Schihmanti (246—209 v. Chr.) zurückgeführt, welche an der Nordgrenze gegen die Einfälle der Tataren aufgeführt wurde. Die jetzt noch bestehende Mauer ist wohl nur zum geringen Teil, auch dem Ort nach, mit der früheren identisch, und ist sie neueren Forschungen zu folge unter der Dynastie Ming (1368—1644) errichtet worden. Die seit 1644 herrschende Dynastie hat keine Veranlassung die große Mauer als Grenzmauer in Stand zu halten, weil die gegenwärtige Grenze Chinas weit darüber hinaus geht und die Mongolei und Mandschurei ꝛc. mit einschließt.

Die ganze Länge der Mauer schätzt man auf 3000 Kilometer; sie hat teilweise eine Höhe von 16,5 Meter und am untern Teile 8 und oben 5 Meter Dicke. Sie besteht aus zwei Lagen Backsteine von $^2/_3$ Meter Dicke deren Zwischenräume mit Rollsteinen und Erde ausgefüllt sind. Zu der Plattform gelangt man durch bequeme Treppen, so daß man sie hinauf reiten kann. An manchen Stellen ist sie sogar doppelt und dreifach, namentlich in der Nähe der Hauptstadt Peking. Die zweite Mauer ist höher und solider als die erste, und die dritte ist aus Granitplatten zusammengesetzt und auf höher gelegenen Punkten durch viereckige Türme verstärkt, welche wahrscheinlich zugleich als Wachtposten dienten. In der Eingangsschlucht von Hoanhu sind neun Thore angelegt von je 12—13 Kilometer Entfernung, von welchen 3 paarweise und die vierte Abteilung zu dritt erscheint. Die Mauer läuft von Westen nach Osten an steilen Gebirgswänden und über Abgründen hinweg und macht einen überaus imposanten Eindruck.

Diese Mauer lief nicht etwa um die Grenzen des ganzen chinesischen Reichs, sondern hatte nur die Bestimmung, die im Norden wohnenden Feinde, die jetzt zum größten Teil zum Reich von China gehören, von Einfällen abzuhalten.

4. Wann lernte man China kennen?

In China blühte bereits schon vor 4000 Jahren eine gewisse Kultur, also lange zuvor ehe in Europa die einfachsten Anfänge gemacht wurden.

Ob die alten Kulturvölker der Assyrer und Egypter Kenntnis von China hatten, darüber ist nichts bekannt; hingegen hatten die Grichen und Römer bereits 206 v. Chr. Verbindungen mit China, von wo sie Seide und Eisen bezogen. Dasselbe wurde verschieden genannt, unter anderen „Serer" abgeleitet vom serischen Eisen.

Vor nicht langer Zeit hat man römische Münzen

von Kaiser Tiberius (14—37) in Schan-si gefunden, wo die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens sehr alt ist. Um diese Zeit hatten die Chinesen nicht blos Handelsverbindungen, sondern auch diplomatische Beziehungen mit den Römern angeknüpft, und fand eine sogenannte Gesandtschaft 166 unter dem Kaiser Antonin statt, welchen nur der Landweg zur Verfügung stand. Mit dem Verfall des römischen Reiches nahm selbstverständlich auch die Verbindung mit China ihr Ende. Den chinesischen Schriftstellern war der Kulturzustand der Römer nicht unbekannt.

Im fünften Jahrhundert kamen Christen (wahrscheinlich Nestorianer) an der Ostküste Chinas an; ihre Schiffe hielten regelmäßig bei Mailapur (Madras) an der vordern indischen Ostküste an, einem Wallfahrtsorte für asiatische Christen, welcher als der Ort gilt, wo der Apostel Thomas den Märtyrertod starb.

Die Araber hatten auf dem Seeweg im neunten Jahrhundert China entdeckt und nannten es „Ssin“.

Ludwig der Heilige (1215—70), und Papst Innocenz IV. (1254) sandten Gesandte nach China, welche die Reise auf dem beschwerlichen Landwege machen mußten.

Der Venetianer Marko Pola lebte 1278—94 in China, zur Zeit als die Mongolen in China herrschten, am Hofe des Großkahns Guzilak-Kahn, von dem mancher Aufschluß über China stammt. In seinem Reisebericht erzählt er, wie der Großkahn die Papiergeldfabrikation betrieb, (die unter Geschichte angeführt wird).

Nachdem der Seeweg im 16. Jahrhundert nach Indien entdeckt war, kam es zu einem ununterbrochenen Verkehr auch mit China.

Die Portugiesen gründeten einen Handelsplatz zu Ningpo (1517—45), von da vertrieben, richteten sie sich in Macao, an dem südlichen Meeresgestade von China ein. Die Bewohner dieser Kolonie wurden 1651 als chinesische Unterthanen aufgezeichnet, sie durften aber ohne Erlaubnis keine neuen Häuser und neuen Kirchen bauen.

Die Spanier genossen auch das Recht in Macao, Kanton und Amoy Handel zu treiben.

Die Holländer erschienen zum erstenmal im Jahre 1607 vor Macao, gründeten auf der Insel Formosa eine Niederlassung, welche Handelsfreiheit erhielt gegen das Versprechen, sich auf diese Insel zu beschränken, mußten sie aber 1662 wieder räumen.

Den Russen als Grenznachbaren genehmigten die Chinesen unter erschwerenden Bedingungen 1646 einen Handelsvertrag. Unter Peter d. Gr. (1689—1725) beglich eine Gesandtschaft eine Grenzstreitigkeit, wo Rußland auch die Erlaubnis erlangte, jährlich einmal eine Karawane nach Peking schicken zu dürfen, wo sie aber sowohl des Handels, als auch des schuldigen Tributs wegen ein Geschenk entrichten mußte. Rußland unterhielt in dieser Zeit auch eine Mission in Peking, bestehend aus zehn Mitgliedern, durch deren Arbeiten Rußland über chinesische Zustände früher genauer unterrichtet war, als die Westmächte. Seit der Erwerbung der Amurbesitzung durch Vertrag vom 12. April 1858 besitzt Rußland einen größeren Einfluß auf China.

Frankreich betrieb seit 1660 einen lebhaften und ergiebigen Handel mit China; infolge der Revolutionskriege wurde derselbe aber längere Zeit unterbrochen.

Die Engländer fanden lange Zeit keine Aufnahme; erst 1670 wurde ein für sie nicht ungünstiger Vertrag abgeschlossen. Sie gaben jedoch 1687 ihre Niederlassung auf Formosa wieder auf und waren seit 1693 auf Kanton beschränkt; aber auch hier durften sie mit Chinesen nicht in direkten Verkehr treten, sondern mußten sich der privilegierten chinesischen Kompagnie der Hang als Vermittler bedienen.

Ueber die deutsche Beziehung zu China macht der ehemalige Gouverneur „Juen“ folgende Angaben: „Die Bewohner des Adlerpaar (Oesterreich) fuhren zum erstenmal durch die Tigrismündung 1780 und heißen Taschen oder Deutsche. Sie haben die Religion des Himmels

angenommen*). In Sitten und Gewohnheiten sind sie von den Portugiesen nicht verschieden. Die Bewohner des Reichs des einfachen Adlers (Preußen) fuhren zum erstenmal 1788 durch die Tigrismündung.

Heute kommen alle civilisierten Nationen mit ihren Schiffen nach China.

5. Ursachen vom jetzigen Aufstand in China.

Es hat sich schon seit Jahren eine „nationale" Partei in China gegründet, welche starken Zuwachs erhielt durch die Niederlagen der Land- und Seemacht im Kriege mit Japan, und durch die Gebietsabtretung und Geldentschädigung an dasselbe. Die Ausbreitung dieser Partei wurde außerdem noch besonders gefördert durch die Festsetzung der Deutschen, Engländer und Russen mit militärischen Anlagen in den Hafenplätzen des gelben Meeres; durch die Anlegung von Eisenbahnen, Bergwerken, Fabriken durch Europäer und Amerikaner.

Man darf auch nicht vergessen, daß der Krieg, welchen England 1840—42 gegen China, (sogenannter Opiumkrieg), führte, und der, welchen England in Gemeinschaft mit Frankreich 1856—60 gegen dies Volk durchkämpfte, (wir kommen auf diese Kriege später zurück,) die Volksleidenschaft gegen alles Fremde tief erregte, welche nicht so leicht zu beruhigen war. Das Gros des chinesischen Volkes betrachtet die „westlichen Barbaren" als die Wurzel alles Übels von welchem ihr Vaterland betroffen wurde. Da nun die christliche Religion zu den Neuerungen gehört, welche die westlichen Barbaren nach China gebracht, so ist es begreiflich, daß das Empfinden des Volks auch den Missionaren abhold gegenübersteht, namentlich wenn es weiß oder zu wissen glaubt, daß seine Mandarinen beide Augen zudrücken, wenn etwas gegen die Missionen ins Werk gesetzt wird, — deshalb vermischen

*) Damit ist die christliche Religion gemeint.

sich die Verfolgungen der Christen mit den nationalen Bestrebungen.

Am meisten wurde die Abneigung, man kann sagen der Haß und Verachtung gegen die Fremden durch die europäischen Bank- und Börsenleute hervorgerufen. China nahm seine erste äußere Anleihe im Jahr 1874 im Betrag von 627675 Lstr. auf. Der Emissionskurs war 95% (d. h. für jedes Hundert zogen die Bank- und Börsenleute 5 Lst. ab.) Der Zins wurde auf 8% festgesetzt (ein übertrieben hoher zur Zeit), und als Garantie dafür wurden die Zolleinnahmen bestimmt, weshalb die Zollämter unter eine europäische Verwaltung gestellt wurden, welche ganz enorme Summen verschlingt. Nach einer Angabe für 1893 waren die Einnahmen der Zollämter 3600000 Lstr. (72000000 M.) und der Dienst dafür verschlang mehr als 1000000 Lstr. (also über 20 Millionen Mark), so daß nur 2500000 Lstr. übrig blieb.

Die europäischen Zolldirektoren, welche zwar unter dem chinesischen Ministerium stehen, sind stets Bank- und Börsenbeteiligte, oder sonst ergebene Bedienstete der Bank- und Börsenleute, und ist es ihnen in erster Reihe darum zu thun, möglichst viel von der chinesischen Zolleinnahme einzusacken, was seit den 26 Jahren in unerhörtem Maaße geschah; denn nach dem Bericht von 1893 wurden für den Zollverwaltungsdienst des Jahrs doppelt soviel berechnet, als das ganze chinesische Anlehen betragen hat. Die Zolldienstberechnung ist offiziell und kann daher jeder Einwohner von China Kenntnis davon erlangen. Außerdem haben die englischen und französischen internationalen Bank- und Börsenleute in den 26 chinesischen Plätzen, wo die Fremden vertragsmäßig zugelassen sind, verschiedene Banken gegründet, mittelst denen das chinesische Privatpublikum ausgebeutet wird.

Wir haben in Deutschland auch Geldverleiher, (sogenannte Halsabschneider) die dem Geldleiher auch gleich 5% abziehen, d. h. sie geben nur 95 wohingegen 100 geschrieben werden muß, sie bedingen sich hohe Zinsen

aus, und wissen sich außerdem noch Vorteile zu verschaffen, wenn auch in kleinerem Maßstab als die Zollverwaltung in China. Diese Leute sind in Deutschland auch nicht beliebt, und hört man öfters den Wunsch aussprechen, daß sie nach . . . . gehen möchten. Die europäischen Bank- und Börsenleute haben sich als echte Halsabschneider den Chinesen gegenüber bewiesen, und kann man es ihnen nicht verdenken, wenn sie den Wunsch hegen, daß dieselben, nebst ihrem Anhang, zum Teufel gehen mögen.

Das speculierende internationale Großkapital, hat schon öfters Veranlassung zu Kriegen gegeben, und wird auch hier der Krieg mit China im Interesse der Geldspekulanten geführt; wir wüßten keinen deutschen Einwohner der ein Interesse daran hat, mit China Krieg zu führen, es sei denn, daß Krupp für seine Kanonenlieferungen (womit unsere Schiffe beschossen und unsere Leute getödtet und verwundet wurden) noch chinesische Papiere besitzt.

Alles dies hat den Groll der Chinesen nicht nur gegen die Barbaren des Westens, sondern gegen die Fremden überhaupt derart gesteigert, daß die Behörden der Mandschuh-Dynastie ohnmächtig sind, gegen den Aufstand des —„Geheimbund zum langen Schwert"— was auszurichten. Dieser Geheimbund sah sich veranlaßt eine andere Bezeichnung zu wählen, und nennt sich jetzt J ho chuan d. h. Bund der vereinigten Patrioten. Das Wort chuan heißt auch Faust, und haben sich die Engländer dieses statt Patrioten zu sagen, mit dem Wort „Boxer" mundgerecht gemacht.

Man kann nicht sagen, daß der Aufstand der Boxer mit seinem Feldgeschrei: „China für die Chinesen!" unbegründet ist, denn, gesetzt der Fall, die Chinesen würden in einem unserer Häfen der Nord- oder Ostsee mit einer Anzahl Kriegsschiffe und Militär ankommen und sich daselbst niederlassen, so würden wir dieses als eine freche

Anmaßung betrachten, die mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zurück gewiesen werden müßte.

Für ein jedes Volk, namentlich für ein größeres, ist die Fremdherrschaft unerträglich. Der Boxerbund erstrebt nur Dasjenige, wofür wir in Deutschland genug Beweise geliefert haben. Wir wollen nicht auf die alten Zeiten der Römer 2c. eingehen, sondern nur auf die Zeiten von Napoleon I. einiges anführen.

Z. B. den Aufstand der Tyroler gegen die Herrschaft der Franzosen, wo später dem Führer desselben, Andreas Hofer, (der am 20. Februar 1810 zu Mantua von den Franzosen erschossen wurde) als Anerkennung seiner Handlungen seine Statue in der Franziskanerkirche zu Innsbruck aufgestellt wurde und die Familie in den Adelstand erhoben worden ist.

Der Bauernbund in Franken 1796 und der Tugendbund in Preußen 1813, die gegen die französische Invasion gebildet wurden, werden gewiß von jedem Deutschen als berechtigt und als lobenswert anerkannt werden.

Die Boxer erstreben dasselbe, sie wollen China nicht durch Fremde aufteilen lassen. Uebrigens wäre die Aufteilung von China doch eine eigene Sache, denn ein Volk von 400 Millionen Einwohner muß erst besiegt werden, und wären dann immerhin noch 400,000 Mann Soldaten nötig, um die Besiegten zu beherrschen, wenn man nur für eine Million Einwohner 1000 Mann annimmt.

Bis jetzt hat sich der Aufstand der Boxer (der nationalen Partei Chinas) nur auf die Gegend von Peking und Tien-tsin ausgedehnt, es scheint aber, daß er bereits im ganzen Lande Anhänger hat, jedenfalls bekommen wird, denn diesem Zug kann und darf sich füglich kein rechter, mit Stolz und Selbstgefühl des Chinesentums erfüllter Himmelssohn verschließen und fernhalten. Die Boxer haben die Gelehrten und hohen Staatsbeamten bereits für sich gewonnen und die Reichsregierung steht ihnen fast mit einer wohlwollenden Neutralität gegen-

über. Jeder bezopfte Mandarin und Staatsrat ist mit seinem Herzen auf Seite der Boxer.

Rußland, England, Deutschland (5500 Mann weiter folgen nach), Frankreich und Japan verwenden ihre Kriegsschiffe und Truppen, welche in China bereits stehen, um den Aufstand zu bekämpfen; Amerika und andere Staaten sind im Begriffe, Kriegsschiffe und Truppen nach China zu senden, — was ein allerliebstes Conzert geben kann, das von so verschiedenartigen Conzertmeistern dirigiert wird, und wo sich den Diplomaten Gelegenheit bietet, sich als geübte Musikanten zeigen zu können.

Auf dem Gebiete der inneren, auch äußeren Politik haben sich bei sämtlichen Großstaaten Ereignisse zugetragen, die das allgemeine Interesse vollkommen in Anspruch nehmen und doch haben die Vorgänge in China vor allen andern vermocht, die Aufmerksamkeit des fieberhaft erregten Europas auf sich zu lenken.

6. Der Krieg der fremden Staaten mit China.

Die militärische Macht derjenigen Staaten, die mit China Krieg zu führen begonnen haben, ist erst in der Entfaltung begriffen und wird sich bald zeigen, ob alle Staaten eine große Neigung haben, den begonnenen Krieg fortzusetzen. Bis jetzt ist über die kriegerische Entwickelung nur so viel bekannt und festgestellt,

1. daß die Unruhen in Peking schon im Monat Mai einen ernsthaften Charakter angenommen haben, denn am 20. Mai wurde in der Versammlung des diplomatischen Korps beschlossen, daß wenn die chinesische Regierung nicht weitere Kraft zur Unterdrückung der Unordnung zeige, es nötig sein werde, um Wachmannschaft nachzusuchen. Diesem Gesuch wurde von Seiten der fremden Schiffsbefehlshaber entsprochen. Mit Genehmigung der chinesischen Regierung wurden 431 Mann fremde Soldaten zur Bewachung der Gesandten nach Peking gesandt, darunter sind 50 deutsche Marinesoldaten mit einem Offizier inbegriffen.

2. Die fremden Befehlshaber der versammelten Kriegsschiffe richteten an die Commandeure der Forts von Taku die Aufforderung, ihre Truppen bis zum 17. Juni nachmittags 2 Uhr zurückzuziehen. Da der Aufforderung nicht entsprochen wurde, kam es zur Beschießung der Forts. An der Beschießung beteiligten sich russische, englische, französische, deutsche und japanische Kriegsschiffe. Die Zahl der im gelben Meer vorhandenen Kriegsschiffe betrug 82. (Japanische 23, Russische 15, Englische 14, Französische 10, Deutsche 7, Vereinigte Staaten Nordamerikas 6, Italien 5 und Oesterreich 2.) Schiffe mit größerem Tiefgang konnten sich an der Beschießung von Taku nicht beteiligen. Nachdem die Beschießung der Forts von Seiten der Schiffe wirkungsvoll gewesen, wurden dieselben von gelandeten fremden Truppen von der Landseite erstürmt.

3. Am 30. Juni befanden sich ca. 14,000 und in der ersten Hälfte des Juli 22,000 Mann fremde Truppen mit 80 Geschützen und 19 Maschinengeschützen am Lande, die in Taku zur Ausschiffung gekommen sind. Die Hälfte der Truppen in Tientsin sind Russen. Deutscherseits sind nur Teile der Schiffsbesatzung beteiligt, eine Kompagnie des 3. Seebataillons wurde wieder nach Kiautschau zurückbefördert, wo etwa 1600 Mann stehen, mit 16 Feldgeschützen, 12 schweren Geschützen und 6 Maschinengeschützen.

Auf dem russischen Pachtgebiet sind 20,000 Mann mit 32 Geschützen.

Auf dem Weg nach China sind zur Zeit aus Deutschland, Frankreich und Indien etwa 15,000 Mann mit 28 Geschützen, 11 Maschinengeschützen, sowie die ersten Teile einer mobilen Division aus Japan.

Vorbereitet wird die Absendung von insgesamt 57,000 Mann mit 144 Geschützen und zwar

Deutschland	11,344	Mann	mit	30	Geschützen,
Japan	16,000	„	„	36	„
Rußland	20,000	„	„	48	„

Frankreich }
Amerika } etwa 10,000 Mann mit 30 Geschützen
Italien }

Die Stärke, der für die Kämpfe in China mobil gemachten Truppen berechnet sich insgesamt auf etwa 150,000 Mann mit 311 Geschützen und 36 Maschinengeschützen. Davon kommen auf

Rußland	50,000 Mann	V. St. Amerika	7000 Mann
Japan	20,000 „	Frankreich	6500 „
Deutschland	16,000 „	Italien	2000 „
England	12,000 „	Oesterreich	170 „

Weitere Einzelheiten über den Krieg in China sind bis jetzt nicht festgestellt, deshalb wollen wir vorerst auf die militärische Einrichtung von China nicht eingehen und dieselbe erst am Ende verzeichnen.

7. Die Nachrichtenbüreaus.

Das Sprichwort sagt: „Der lügt wie gedruckt!" Die Depeschenbüreaus haben seit ca. 6 Wochen über die Zustände in China gelogen, „daß sich die Balken gebogen haben".

So wurde z. B. über den Tod des deutschen Gesandten v. Ketteler gesagt, daß das Volk denselben bis an den Hals in den Boden eingegraben, dann mit glühenden Eisen die Augen ausgebrannt hätten, so daß er die Todesqual stundenlang aushalten mußte. In einem anderen Bericht hieß es, daß er in Stücke gehauen wurde.

Von den Gesandtschaften wurde berichtet, daß die Verteidiger bei Tag und bei Nacht häufig Ausfälle machten. Bei Sonnenaufgang war die Munition der Belagerten erschöpft. Die Ueberlebenden erwarteten dicht aneinander gedrängt den Ansturm der übermächtigen Massen und starben so. Ein ander Mal heißt es: Nachdem die Gesandten bei einem Ausfall ihren Frauen und Kindern den letzten Liebesdienst erwiesen und sie erschossen hatten, wehrten sie sich so lange sie einen Arm bewegen

konnten und bis zum letzten Blutstropfen. Und so wurden seit 6 Wochen jeden Tag Spalten lange Lügen telegraphiert.

Es ist empörend, wie die Telegraphenbüreaus das Publikum angelogen haben. Wenn man sich fragt, was ist der Zweck, so kömmt man auf die Vermutung, daß die Telegraphenbüreaus, die in den Händen gewisser Leute sind, folgendes zuweg zu bringen suchen:

1) Daß sie die Völker gegen einander aufreizen und hinter einander zu hetzen suchen. In dieser Ansicht wird man bestärkt durch das „Kleine Journal" in Berlin, welches folgendes schrieb:

„Die vereinten Truppen der Kulturstaaten müssen Furcht und Angst um sich her verbreiten. Peking muß in Rauch aufgehen. Hinrichtung muß auf Hinrichtung folgen, kein Alter, kein Geschlecht darf Schonung finden, mit unerbittlicher, alles vernichtender Rächerhand muß man das Volk im Reiche der Mitte lehren, die „Fremden" zu fürchten, wie noch nie gethan und der Ruf: „ein Weißer" muß zum Schreckensruf werden, der den Eingeborenen Chinas in Zukunft von Angst erstarren lassen wird."

Wenn der Schreiber von Vorstehendem nicht toll ist, so gehört er den Chinesen zugeschickt.

Solche und ähnliche Auslassungen können zu ganz unüberlegten und für das deutsche Volk höchst nachteiligen Befehlen Veranlassung geben.

Leider gibt es unter den Deutschen auch so bedauernswerte Köpfe, die denken: Ein Chinese tödtet einen Europäer — das ist ein Verbrechen! — Die Europäer tödten die Chinesen, — das ist ein Werk der Civilisation!

2) Spielt das Geldgeschäft eine Rolle mit, denn die Depeschen müssen von Zeitungen bezahlt werden, sie mögen wahr sein oder eine Lüge enthalten. Der Mammon ist ja der höchste Gott dieser Leute, dem sie stets dienen.

Wir sind der Ansicht, daß die Subjekte, welche die Depeschenbureaus im Besitze haben, für jede Lüge, die sie verbreiten, fünfzig, aber ganz feste, aufgezählt erhalten,

und daß ihnen das Recht entzogen wird, die Telegraphenlinien zu benützen.

Eine glaubwürdigere Nachricht, die aber nur wenig Verbreitung fand, ist das Telegramm vom chinesischen Staatsrat vom 29. Juni, welches an den chinesischen Gesandten in Washington gerichtet ist, der es dem amerikanischen Staatssekretär übermittelte, worin es unter Anderem heißt:

„Daß fremde Truppen die Hauptstadt Peking betreten durften, sei ein Beweis, daß China bestrebt sei, die freundschaftlichen Beziehungen zu den fremden Mächten aufrecht zu erhalten. Die fremden Truppen hätten aber statt sich auf den Schutz der Gesandtschaften zu beschränken, zeitweise die Straßen durchstreift, und hätten sogar in den Bereich des kaiserlichen Palastes einzudringen versucht. Dieses provocierte die chinesischen Truppen und das Volk.

In Taku hätten die Fremden zuerst gefeuert.

Der deutsche Gesandte Freiherr v. Ketteler habe am Tage zuvor seinen Besuch dem Tsungli Yamen schriftlich angekündigt, der Staatsrat stimmte der Ankündigung nicht zu, da er befürchtete, er könne auf dem Wege belästigt werden.

Als die Regierung darüber beraten wollte, die Gesandten zu ersuchen, im Interesse ihrer Sicherheit nach Tientsin unter chinesischer Militärbegleitung sich zurückzuziehen, traf die Nachricht von der Ermordung des deutschen Gesandten ein, worauf der Gedanke aufgegeben wurde, hingegen wurde die chinesische Schutzmannschaft angewiesen, Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Der Staatsrat weist die chinesischen Gesandten an, den betreffenden Regierungen den Bericht zuzustellen und ihnen die Versicherung zu geben, daß dem Militär der Schutz der Gesandten zur äußersten Pflicht gemacht sei."

Die Richtigkeit dieses Telegramms bedarf zwar noch der Bestätigung, es hat aber viel Wahrscheinlichkeit für sich.

8. Das Verhalten der Zeitungen den Telegrammen gegenüber.

Ein Teil der Blätter hat die Lügentelegramme mit Vergnügen aufgenommen und wo es anging, noch mit gruseligen Zusätzen ausgeschmückt und ihrem Leserkreis als Wahrheit aufgetischt. Den Leitern solcher Zeitungen gehören dafür ebenfalls fünfzig aufgezählt und die Conzession für Herausgabe der Zeitung entzogen.

Auch dem besseren Teil der Zeitungen ist der Vorwurf nicht zu ersparen, daß sie sehr oberflächlich verfahren sind, denn wenn sie die Telegramme nur einigermaßen geprüft hätten, so mußten sie finden, daß sie Lügen enthalten und durften sie ihren Lesern nicht bringen. Wenn sie selbige ja abdrucken lassen wollten, so mußten sie gleichzeitig sagen, welchen Wert die Telegramme haben, was aber nur selten geschehen ist.

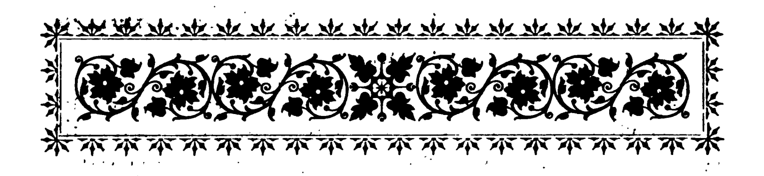
Die Abonnenten, welche die Zeitungen bezahlen, erwarten, daß sie für ihr Geld unverfälschte Waare erhalten, wenn ihnen aber unwahre Nachrichten geliefert werden, so machen sich die Zeitungsherausgeber des Betrugs schuldig.

Es schließt auch eine Nichtachtung für diejenigen Leser ein, die in der Lage sind, selbständig zu urteilen, wenn ihnen so fader Zeitungsquatsch aufgetischt und ihre Zeit geraubt wird. Bei denjenigen Lesern, welche nicht Gelegenheit hatten, in derartigen Sachen selbständig urteilen zu lernen und daher das Gedruckte als wahr annehmen, haben die Zeitungen statt Belehrung Verwirrung hervor gebracht.

Wann wird eine Besserung des heutigen Zeitungswesens eintreten? — die höchste Zeit wäre es dafür!

Hiermit schließen wir die Einleitung und gehen zur Schilderung der staatlichen Zustände Chinas über.





I. Kapitel.

Der chinesische Staat und seine Bevölkerung.

Zunächst wollen wir uns einen Ueberblick über die Größe des Landes und seine Bevölkerung verschaffen.

1. China, seine Lage, Bodenfläche und Bevölkerung.

Der Name China stammt vermutlich aus der alten Dynastie Thsin, der sich nach der Schreibweise der Portugiesen auch bei uns eingebürgert hat; die chinesische Bezeichnung für China als Staat ist Tschungkur (Reich der Mitte).

China liegt im Südosten von Asien; es umfaßt mit seinen Vasallenstaaten das Hochland von Zentralasien und seine östlichen Stufenländer. Seine Breite beträgt von Westen bis östlich zum japanesischen Meer 5000 Kilometer und von der Insel Haimau bis nach Norden zur russischen Grenze hat es etwa 3700 Kilometer. Die Küstenlänge von Süden nach Osten schätzt man insgesamt auf 5570 Kilometer.

China ist noch jetzt unvollkommen bekannt und stützt sich die Einwohnerzahl mehr auf Schätzung, welche schon

in aller frühester Zeit vorgenommen wurde, und wo als Grundlage dafür die Zahl der Familien diente. Eine Zählung von 1794 ergab eine Einwohnerzahl von 333 Millionen.

Die heutigen Angaben von der Einwohnerzahl differieren zwischen 360—450 Millionen. Nehmen wir eine Aufstellung zur Grundlage, worin die Einwohnerzahl mit 402,7 Millionen angeführt ist und gestalten sich derzufolge die Ergebnisse wie folgt:

Eingeteilt ist das eigentliche China, seitdem die gegenwärtige Dynastie zur Herrschaft gelangt ist, in 19 Provinzen. Jeder dieser Verwaltungsbezirke ist nach der befestigten Hauptstadt benannt, in der die höchsten Civil- und Militärbeamten ihren Wohnsitz haben.

Flächeninhalt und Bevölkerung.

Landesteile	Qu.-Kilomet.	Bewohner	auf 1 Qu.-Kilometer
1. Sämtliche 19 Provinzen des eigentlichen China	4,024,690	381,554,977	95
2. Mandschurei . . .	982,472	12,000,000	12,2
3. Unterthänige Länder:			
Mongolei	3,377,283	2,000,000	0,6
Tibet	1,687,898	6,000,000	3,6
Dungarei	383,300	600,000	1,6
Ost-Turkistan . . .	1,118,713	580,000	0,5
Zusammen	11,574,356	402,735,000	35

In einigen östlichen Provinzen des Reichs ist die Bevölkerung sehr dicht und beträgt sie über 200 Personen auf ein Qu.-Kilom. China ist demnach dasjenige Reich in der Welt, das die größte Einwohnerzahl umfaßt; es besitzt mehr Einwohner als England mit seinen vielen Kolonien und Schutzgebieten, (welche seit den letzten 10

Jahren riesig vermehrt wurden) die es in der ganzen Welt hat.

England hat einen Flächenraum und Einwohnerzahl

Landesteile	Qu.-Kilomet.	Bewohner.	auf 1 Qu.-Kilometer
1. Großbritanien . . .	314,339	40,559,954	129
2. Kaiserreich Indien .	5,068,340	290,575,000	57
3. Kolonien und Schutzgebiete	22,703,336	55,819,000	
Zusammen	28,086,015	386,953,954	

Demnach hat England einen Flächenraum, der $2^1/_2$ Mal größer ist, als der von China, aber doch 35 Millionen weniger Einwohner hat.

Auch Rußland hat den doppelten Flächenraum, aber nicht ganz ein Drittel der Einwohner von China. Es enthält Rußland einen Flächenraum und Einwohner:

Landesteile	Qu.-Kilomet.	Bewohner	auf 1 Qu.-Kilometer
1. Europäisches Rußland	4,889,062	94,215,414	19
2. Asiatisches "	17,540,935	34,716,413	2
Zusammen	22,429,997	128,931,827	

Nach dem Flächeninhalt ist China erst das dritte größte Reich der Welt, in Bezug der Einwohnerzahl ist es das zahlreichste Volk. China hat zirka 20 Mal mehr Flächeninhalt als Deutschland und 8 Mal mehr Einwohner.

2. Menschenrasse von China.

Die eigentlichen Chinesen sind nicht die ursprünglichen Bewohner dieses Landes, sondern es ist ein Zweig der

mongolischen-turanischen Völkerfamilie, der früher in vorhistorischer Zeit von ihren früheren Wohnsitzen eingewandert ist. Sie sind wahrscheinlich aus dem Innern Asiens, dem oberen Lauf des Hoangho folgend nach China gekommen.

Die ursprüngliche Bevölkerung bestand aus tibettischen, birmatischen und siamesischen Stämmen, die aus ihren Wohnsitzen teils zurückgedrängt wurden durch ein von Nordwest (nach der Mythologie von Kuentün) kommendes Volk, das jetzt den Grundstock der eigentlichen Chinesen bildet.

Die früheren Bewohner Chinas sind wahrscheinlich weniger zahlreich gewesen, und gingen sie in dem Maße, als die Einwanderer an Zahl, Macht und Bildung zunahmen, bis zur gänzlichen Verschmelzung in denselben auf. Der Süden wurde erst später dauernd unterworfen, bis auf die wenigen im Gebirge von Kweit-schau, Jünnan und Kwang-sie wohnenden Miaotzen. Auch die späteren Beimischungen, infolge der Herrschaft türkischer, tungusischer und mongolischer Stämme, haben chinesische Sprache und Sitten angenommen. Die Mandschu, ein tungesischer Zweig, welcher sich 1644 des Thrones von China bemächtigte und heute noch denselben inne hat, besitzen zwar noch einige Vorrechte, sie bilden die Besatzung in den wichtigsten Städten, wo sie den abgesonderten Teil, die sogenannte Tatarenstadt bewohnen, sie haben aber gleichfalls Sitten und Sprache der Chinesen angenommen.

Die seit dem 18. Jahrhundert bedeutend nach Westen vorgerückten Grenzen, schließen noch einige Tibettanische und andere Stämme ein, auch sind auf der Insel Formosa (jetzt zu Japan gehörig) noch verwandte Stämme der Philippinnen und Malaien vorhanden; sonst zeigt aber die Bevölkerung Chinas, trotz ihrer ungeheuren Menge, eine auffallend gleichartige Körperbildung, Sprache, geistige Anlage und Charakter.

3. Die Leibesbildung der Chinesen.

Sie sind selten über 1,52 m groß, die Frauen noch kleiner. Das Gesicht ist rund, die Backenknochen weit her-

vorstehend; die Nase ist im Verhältnis klein und gedrükt, die Stirn niedrig und unbedeutend; die Lippen sind dicker als bei den Europäern. Die Augen sind klein, weit von einander abstehend, sie sind geschlitzt und schiefstehend; sie sind fast immer von dunkler Pupille, und dicken Augenbraunen. Die Haare sind schwarz und straff, selten bedeckt ein meist nur dünner Bart Kinn und Oberlippe. Das Haupthaar wird seit der Eroberung Chinas durch die Mandschu bei den Männern rund ums Haupt kurz geschoren bis auf einen Büschel, der in einen Zopf gebunden wird und über den Rücken frei herabhängt.

Die Hautfarbe zeigt alle Schattierungen von dem zartesten Gelblich-Weiß der vornehmen Frauen, bis zum gesättigten bräunlichen Gelb der Fischer und Ackerbauern in den südlichen Küstenprovinzen.

Eine gewisse Schlaffheit der Gesichtsmuskel verleiht dem Mann einen weiblichen Typus. Die Bewohner des Nordens sind stärker gebaut als jene der südlichen und mitleren Provinzen, die Bewohner des Südens sind dunkler in Farbe, die im mitleren China wohnenden mehr blaßgelb, während die nördlichen Bewohner mehr rötlich sind.

Die Chinesen besitzen durchgehend ziemliche Körperkraft, sie sind geschmeidig und ausdauernd und rühmt man an ihnen eine große Arbeitsamkeit und Genügsamkeit.

4. Geistige Befähigung der Chinesen.

Dieselbe ist nicht gering bei ihnen.

Sie haben ganz selbständig auf eigenem Boden, ohne von fremden Völkern angeregt zu werden und mit ihnen in Berührung zu kommen, eine Reihe überraschender Erfindungen gemacht, in Litteratur, sowie in staatlichen Einrichtungen u. a., die an Größe kein anderes asiatisches Volk besitzt. Diese Kultur darf uns aber doch nicht bestechen, eine übertriebene Meinung von ihren Anlagen zu bekommen, denn es sind auch manche Schattenseiten vorhanden.

Die Chinesen sind nicht umsichtig, orientieren sich schwer, sie sind in ihren Ideen immer ausschließlich auf bestimmte Zwecke konzentriert, wo sie bei der Verfolgung einer Aufgabe alles andere vergessen, führen dafür aber das begonnene bis ins kleinste Detail mit staunenswerter Genauigkeit und großer Geduld aus. Im allgemeinen bewegt sich in China alles in bestimmtem Geleise. (Wir kommen später noch auf die industriellen und anderen Leistungen der Chinesen zurück.)

Das Bewußtsein der Chinesen vom Alter ihrer Bildung artet leicht in einen übertriebenen Stolz allen Ausländischen gegenüber aus, die von ihnen als „Barbaren" betrachtet werden, indem sie in dieser Meinung durch die Kriege welche England 1840/42 und England in Gemeinschaft mit Frankreich 1856/60 mit ihnen führte, bestärkt wurden.

5. Die Sprache der Chinesen.

Ihr Sprache besteht aus einsilbigen Wörtern. Diese im Prinzip überall gleiche Sprache zerfällt in die Umgangssprache und Schriftsprache. Die Umgangssprache zerfällt in zahlreiche Dialekte, welche so von einander abweichen, daß die Angehörigen einer Provinz die einer andern Provinz kaum verstehen. (In Deutschland ist dies auch der Fall, der Süddeutsche kann den Norddeutschen, wenn er in seiner Mundart spricht auch kaum verstehen, nun ist China aber zirka 20 mal größer als Deutschland). Neuerer Zeit verbreitet sich als gemeinsame Umgangssprache das Kuanhoa immer mehr, sie ist das Idiom der nördlichen Provinzen und dem zufolge die Sprache des Hofes der Beamten und der gebildeten Klassen.

6. Die chinesische Schrift.

Deren Erfindung, welche in ein hohes Alter zurück verlegt wird, ist aus einer Bilderschrift, aus der unmittelbaren Anschauung der Gegenstände selbst, hervorgegangen.

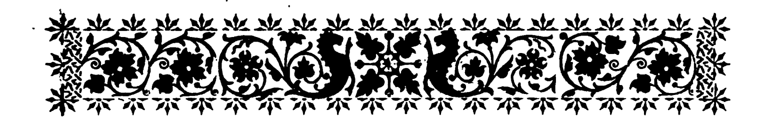
In früherer Zeit schrieb man mit einem Bambusgriffel und schwarzem Firnis, seit 220 n. Chr. wurde Tusche verwandt; und jetzt wird der Griffel durch einen Pinsel ersetzt und Tusche verwendet, wobei der beste Ruß zur Tusche aus Schweinefett gewonnen wird.

7. Charaktereigenschaften der Chinesen.

Dieselben kennzeichnen sich durch eine gewisse Gleichgiltigkeit. Der Chinese (wie bereits gesagt) ist im allgemeinen fleißig, mäßig und nüchtern in Speise und Trank, er ist friedlich, unterthänig, höflich und kleinlich zeremoniell. Die Umgangsform ist in den östlichen Provinzen und mittleren China eine feine und gefällige. Bei den Bewohnern des Südens treten Zudringlichkeit und Unfreundlichkeit hervor. Die geistig tiefer stehenden Bewohner des Westens, namentlich die Gebirgsbewohner zeichnen sich unvorteilhaft durch Rohheit und Unzugänglichkeit aus. Die Verschiedenheit der Landesteile spricht sich auch in dem Benehmen gegen die Europäer aus, die bald einer gröberen bald artigen Behandlung ausgesetzt sind.

Treubruch und Verschmitzheit sind im Verkehr mit Europäern die Grundzüge aller Chinesen, und sind die Gebildeten oft denselben übelwollender als der gemeine Mann. Den Sinn auf das Praktische gerichtet, machen sie als Kaufleute den Europäern, auch aus Nationalgefühl, erfolgreiche Konkurrenz.





II. Kapitel.

Verfassung und Verwaltung von China.

Das Kaiserreich ist eine unumschränkte oder patriarchalische despotische Monarchie, die mittelst einer zahlreichen Gelehrten- und Beamten- oder Mandarinaristokratie herrscht.

Der Kaiser übt die höchste geistliche und weltliche Macht aus; er wird der Sohn des Himmels, oder auch erhabener Herrscher genannt. Er genießt eine außerordentliche Verehrung, ist aber einem fortwährenden, sehr strengen Ceremoniell unterworfen.

Seit 1644 ist die Dynastie „Tsing“ (die aus der Mandschurei, nicht aus dem eigentlichen China stammt) am Ruder. Der Kaiser wählt unter seinen ersten 3 Frauen einen Sohn als Erben. Die Zahl der Nebenfrauen war häufig sehr groß. Die Nebenfrau ersten Ranges wird durch die Geburt eines Thronfolgers zur zweiten Kaiserin. Zur Bedienung und Bewachung der Frauen werden in der Haushaltnng des Kaisers (aber ausschließlich nur da) Eunuchen verwand, welche zuerst zur Zeit der Tschou in Gebrauch kamen, seitdem aber zeitweilig wieder unterdrückt wurden, eine sehr wichtige und einflußreiche Rolle gespielt haben und selbst bei Staatsumwälzungen thätig gewesen sind.

Am 13. Juni 1875 verstarb der Kaiser im Alter

von 18 Jahren 9 Monaten an Blattern; da keine direkten Erben vorhanden waren, wurde durch das Loos (ob das Loos wohl von Gottessegen bei Chon war) der Neffe des Verstorbenen, der 4 Jahre alte „Thaitien" Kaiser, welcher den Regentennamen „Kwansau" (Nachfolger des Ruhms) erhielt. Am 26. Februar 1889 fand die Vermählung mit der Tochter eines jüngeren Bruders der regierenden Kaiserin statt und am 4. März 1892 übernahm der Kaiser die Regierung, wo er in sein 20. Lebensjahr eintrat. Im September 1898 wurde der Kaiser durch eine Hofintrige gestürzt und nahm die Kaiserin Witwe die Regierung wieder in die Hand.

1. Eine Schilderung des Ceremoniellwesens am Hofe zu China.

Sie stammt aus dem Jahre 1896 während dem Kriege mit Japan und bezieht sich auf den enthronten Kaiser Kwansau. Sie lautet:

„In dem Drama, das sich im fernen Osten abspielt, bildet der chinesische Kaiser die am meisten tragische Figur. Dieser ganz junge, zart gebaute Mann, mit den trüben melancholischen Augen sitzt gefangen in einem riesigen goldenen Käfig. Er ist sehr einfach gekleidet, inmitten all' des Glanzes, der ihn umgibt. Er hat luxuriöse Zimmer, in denen er sitzen kann, würdevoll, steif in dem großen Thronsessel. Er hat Tempel, in denen er knieen und die Ceremonien mit den vorgeschriebenen Gebärden und der Reihenfolge des Li-Ki, des Buches der Ceremonien, verrichten kann, so wie es die chinesischen Kaiser schon vor Jahrtausenden thaten. Er kann still wandeln in den herrlichen Gärten voll singender Vögel und prächtiger Springbrunnen, aber niemals kommt er heraus aus dem engen Horizont, der in umgibt. Die Welt da draußen sehen seine Augen nicht. Er weiß nicht, was das Leben ist, was das Meer ist und was die große Erde. Er sieht nicht die Millionen Unterthanen, über die er herrscht. Er weiß nichts, außer dem, was man

ihm zu sagen für gut befindet. Er ist der Sohn des Himmels. „Dem Sohn des Himmels gehört Alles, was unter dem Himmel ist," sagt ein chinesisches Sprichwort. Seine Person ist heilig, das Volk darf die Heiligkeit nicht durch seine Augen entweihen. Er ist umringt von einer Schaar intriguirender Mandarinen. Er ist wie festgekettet an die Ceremonien, die er befolgen muß. Was er thut, was er erlebt, was er unterläßt, Alles ist genau vorgeschrieben. Weit entfernt von ihm, spielt sich das große Leben ab, von dem er nichts kennt und dessen wahre Bedeutung er nicht ahnt."

Das Leben des Kaisers hat nach dieser Schilderung wenig verlockendes.

2. Reichsbehörde in China.

Die Gesetzgebung erfolgt durch den Kaiser; aber auf Anregung und unter Verantwortlichkeit des Ministeriums.

Die Behörden sind der Reihe nach folgende:

1. Hoher Rat; derselbe hat die kaiserlichen Entscheidungen und Beschlüsse, die für die Zivil- und Militärverwaltung erforderlich sind, zu revidieren.

2. Innere Ratskammer; zum Beistand des Kaisers bei Gesetzgebung und Beratung von Reformen. (Jetzt beschränkt in ihrer Thätigkeit.)

3. Das Ministerium des kaiserlichen Hauses, bestehend aus 6 Ressortministern.

Alle Gesetze und Verordnungen werden in dem Staatsblatte bekannt gemacht.

Das eigentliche China ist in 19 Provinzen eingeteilt, wo jede ihren Gouverneur oder Vizekönig hat, denen 288 Bezirke und 1431 Kreise mit ihren Beamten zugeteilt sind.

3. Die Beamtenbildung.

Schulzwang gibt es in China nicht, es existieren keine staatlichen Elementarschulen; es wird aber von

Privaten für Unterricht gesorgt. Es vereinigen sich entweder mehrere Familien (oder der Stamm) und nehmen einen Lehrer, dem die Knaben von 5—6 Jahren so lange anvertraut werden, bis sie lesen und schreiben können. Die große Anzahl von Schriftzeichen und die Schwierigkeit der chinesischen Sprache erfordert einen großen Fleiß, um sie zu erlernen und gibt es nur selten Jemand, der sie alle inne hat. Von der Landbevölkerung sollen nur 10 Prozent lesen und schreiben können.

Die Mädchen erhalten nur selten Unterricht.

Bei der Erwerbung von einem höheren Grad von Bildung tritt dann die Regierung ein und spricht ein Wort mit.

Diejenigen welche nach einer höheren Geistesbildung streben, um zu einem Staatsdienst Berechtigung zu erlangen, gehen, nachdem sie die Elementarkenntnisse erlangt haben, in eine öffentliche Staatslehranstalt, die ohne Unterschied des Ranges und Reichtums allen zugänglich sind. Man bereitet sich zum Studium vor in den von Staat und Stiftungen unterhaltenen Seminarien, die zur Unterstützung junger Gelehrten eingerichtet sind.

Es gibt drei Grade Gelehrte, wo der zweite und dritte Grad zu Staatsämtern berechtigt. Hauptaufgabe der Schüler ist, sich sämtliche Schriftensammlung des Konfuzius anzueignen.

Die erste Prüfung findet in der Hauptstadt des Kreises statt; die zweite in der Bezirkshauptstadt; die dritte in der Provinzhauptstadt. Die Prüfungshöfe in der Provinzstadt enthalten mehrere Tausend schmale Hütten, in denen diejenigen, die sich zur Prüfung gemeldet haben, mehrere Tage und Nächte eingesperrt leben müssen.

Bei den Prüfungsarbeiten, welche in der Klausur gemacht werden müssen, besteht über die Notenerteilung bis ins Kleinste gehende Bestimmung.

Wie überall, so auch in China, helfen Geld, Verwandtschaft und Empfehlungen vielen Unwissenden zur

Auszeichnung dieser drei Grade. Die durchgefallenen Kandidaten, die nach Tausenden zählen, werden Schullehrer, Notare, Schreiber u. s. w.

Eine noch höhere Würde, als vorgerückter Gelehrter, erhält man durch eine dritte Hauptprüfung in Peking, welche nur alle drei Jahre in der kaiserlichen Hofburg stattfindet, und wo die Prüflinge nicht in einer Klause eingeschlossen werden.

Die Kenntnisse, auch der Gebildetsten, gehen selten über das Bereich ihres Landes hinaus. Erst in neuerer Zeit hat man ein Kolleg (eine Art Universität) für fremde Wissenschaft, mit europäischen und amerikanischen Professoren eingerichtet. Auch hat die Regierung schon seit 1872 zur Ausbildung junger Chinesen im Ausland (Amerika und Europa) eine Million Dollar angewiesen.

4. Rechtspflege in China.

In den unteren Instanzen ist die öffentliche Rechtsprechung mit der Verwaltung verbunden.

Advokaten giebt es in China nicht.

Die Richter erhalten feste Besoldung, so daß die Rechtsprechung, bis auf die Kosten der schriftlichen Aufstellung der Klage (die auch außerhalb des Gerichtshofes gefertigt werden kann) unentgeltlich geschieht.

Klagsachen, die offenbar aussichtslos sind und nur aus Prozeßsucht eingereicht wurden, werden bestraft.

Kriminalfälle, namentlich wenn es sich um Todesurteile handelt, werden sehr sorgfältig behandelt, sie gehen durch 5—6 Instanzen. Im ganzen Reich werden Todesurteile nur einmal im Jahre vollzogen, wofür der Kaiser den Tag bestimmt.

5. Die Einteilung der Bevölkerung nach Ständen.

Nach der Jahrtausende alten Einteilung ist das gesamte Volk in China in vier Hauptklassen unterschieden,

die ihrem Ansehen nach in folgender Reihe stehen: Gelehrte, Bauern, Handwerker und Handelsleute.

Alle Verhältnisse des sozialen und staatlichen Lebens bewegen sich noch gegenwärtig in den starren, unveränderlichen Formen, von denen manche vielleicht Jahrtausende v. Chr. festgesetzt wurden. Von seiner Geburt bis zu seinem Tode ist der Chinese diesem Formenzwang unterworfen. Bei allen Ereignissen des privaten und öffentlichen Lebens sorgt das Ministerium des Ritus in Peking dafür, daß das von den ältesten Vorfahren überkommene Ceremoniell 2c. aufrecht erhalten und pünktlich befolgt wird.

Der Geburtsadel spielt eine geringe Rolle gegenüber dem Einfluß des Beamtenstandes (Gelehrtenstandes), denn nicht die Prinzen, sondern die mit öffentlichen Aemtern bekleideten Männer bilden die Aristokratie, kaiserliche Prinzen ohne Amt sind Nullen, um die sich Niemand kümmert.

Die Nachkommen des ersten Mandschu-Kaisers tragen einen gelben Gürtel, die übrigen Verwandten einen rothen als einzige Auszeichnung. Außerdem gibt es eine Anzahl Adel, der teilweise erblich verliehen wird, der an keinen Grundbesitz geknüpft ist. Bis auf gewisse äußerliche Ehrenbezeigungen sind keine weiteren Rechte mit dem Adel verbunden. (In Deutschland besitzt der Geburtsadel das sogenannte Majoratsgut, das nicht veräußert werden darf und nicht pfändbar ist; außerdem ist der Adel noch andern Personen verliehen worden, z. B. Bankier von Rothschild, ohne daß dabei der Besitz eines Landguts Bedingung wäre.)

Der Gelehrtenstand ist der geachtetste von allen, er ergänzt sich aus allen Schichten der Bevölkerung, aus Armen und Reichen. Nur Gelehrte und die aus ihnen hervorgegangenen Regierungsbeamte gelten als höhere Klassen. Da aber auch in China alle Klassen dem Gelde nachstreben und sich viele Gelegenheit findet, die fehlende Vorbedingung, die Kenntnisse zum Regierungsamt durch Geschenke 2c., statt durch Wissen sich zu verschaffen, so

fehlt es den Wohlhabenden nicht an Gelegenheit, die Stufen eines angesehenen Mannes zu erklimmen, wie bereits gesagt wurde. Die anderen Beamtengrade sind nicht mit zeitlichen Gütern bedacht, es neigen ihre Bestrebungen mehr zur Einfachheit hin.

Die Beamten zerfallen in 9 Klassen, von denen wieder je eine obere und untere Abteilung besteht, sodaß im ganzen 18 Abstufungen gebildet sind, die sich in ihrem Range durch Knöpfe an ihren Mützen u. s. w. unterscheiden. Die Beamten des Zivildienstes haben vor der Rangklasse des Militärdienstes den Vorrang. Die Rangabscheidung ist sehr scharf und tritt in der großen Ehrerbietung, welche jede niedere Klasse schon gegen die nächsthöhere an den Tag legt, deutlich hervor.

Die Beamten, so auch diejenigen welche durch die Prüfung auf eine der Würden Anspruch haben, besitzen die Vorrechte, daß sie vor der Prügelstrafe geschützt sind. Auch die Mandschu haben ein Vorrecht vor den Chinesen, daß nämlich die Strafe nur mit der Peitsche statt des üblichen Bambus vollzogen wird.

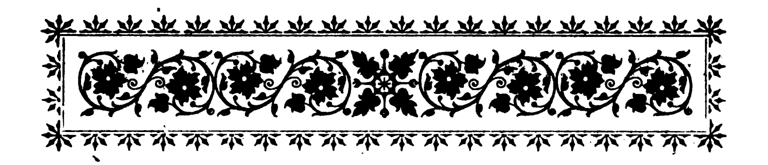
Beschränkung im Genuß des vollen Bürgerrechtes erleiden die Schauspieler und Prostituierte, die Scharfrichter, Gefängniswärter und diejenigen unter den Dienern der Großen, die ihren Herrn auf der Straße vorausgehen, um ihnen die gebührende Achtung zu verschaffen. Ihre und ihrer Kinder Ehre gilt als gemindert bis in die 3. Generation, und zwar deshalb, weil die Schauspieler und Prostituierte schamlosen Herzens seien; bei den übrigen drei, weil sie ein hartes Herz zeigen.

Die Sklaverei, welche in China besteht, wenn auch nicht in dem Sinn wie bei den Negersklaven, ist eine alt hergebrachte Einrichtung des chinesischen Haushalts. Der als Kind gekaufte Sklave wird wie bei den alten Römern als Glied der Familie betrachtet, kann aber auch weiter verkauft werden. Im 3. Jahrh. n. Chr. wurde den Armen erlaubt, ihre Kinder zu verkaufen, woraus die Sklaverei entstand; diese Kaufsklaven werden meistens (wie bereits

gesagt), wie Kinder behandelt, auch sind sie gegen Miß-handlungen durch Gesetze geschützt. Die weiblichen Haus-sklaven gehen mit ihrer Verheiratung in die Gewalt des Mannes über.

Der zum Frohndienst verurteilte Verbrecher wird dauernd seiner persönlichen Freiheit beraubt.





III. Kapitel.

1. Bodenbeschaffenheit in China und seine Erzeugnisse.

China schließt in seinen langen Grenzen die verschiedensten Bodenbeschaffenheiten und Erzeugnisse ein, worauf ein kurzer Blick geworfen werden soll.

Das chinesische Reich umfaßt das Hochland Zentralasiens und seine östlichen Stufenländer; im Westen und Nordwesten ist es ein Hochgebirgsland und im Südosten ein Stufen- und Tiefland. Man nimmt an, daß das südliche Gebirge mit dem Himalaya zusammen hänge.

Die Grenzen lassen sich nur im Allgemeinen angeben. Im Süden ist der Himalaya die Grenze zwischen Britisch-Indien; im Südosten und Osten bildet das Meer die Grenze; im Norden und Nordosten ist Rußland der Nachbar; im Westen und Nordwesten grenzt es an verschiedene Staaten. Von manchen Gebieten hat man noch keine genauere Kenntnisse.

Das eigentliche China ist zu zwei Drittel Bergland. In der Mitte von Kneitschou sollen noch Gipfel von Schnee und Gletscher sein; das Gebirge, welches nur von wenigen Flüssen durchschnitten wird, bildet die Sprachgrenze von den nördlichen und südlichen Dialekten. Die

Stufenländer fallen im Süden und Norden terrassenförmig ab.

Das Tiefland, die große Alluvialebene zu beiden Seiten des unteren Jantsekiang-, des Huangho- und Peihoflusses, nach Osten dem Meere zu sich öffnend, ist ein weites, seereiches, oft sumpfiges Kulturland, meist aus Löß bestehend, auf welchem die Dichtigkeit der Bevölkerung und die sorgfältige Bodenbearbeitung eine Höhe erreicht haben, wie wohl nirgends sonst.

Der südöstliche Teil des Reichs ist durch reiche Abwechslung von Gebirgs-, Hügel- und Thallandschaften mit mildem Klima eines der gesegnetsten Länder, und bildet im Allgemeinen vier große Kultur- und Produktionsregionen.

1. Küstenland. Zum Teil gebirgige Waldgegend mit tropischem Klima uud tropischen Produkten.

2. Die Nord- und Ostabdachung. Die Heimat des Theestrauches, der Firnis- und Kampferbäume.

3. Das erwähnte Tiefland der beiden Ströme, mit sehr mildem Klima, mit Baumwoll- und Seidenkultur, Zuckerrohr- und Reispflanzungen.

4. Der Nordgürtel. Meist Gebirgsland mit Getreidefeldern, Wiesen- und europäische Baumformen.

Die lang gestreckte Seeküste hat viele mehr oder weniger geschützte Häfen, von denen namentlich einige, in Flußmündungen gelegen, auch noch oberhalb derselben den Zugang tiefer gehender europäischer Schiffe gestatten.

2. Wasserstraßen und Bewässerung.

An der ausgedehnten Meeresküste sind zahlreiche Buchten und Baien, vielfache Vorsprünge und kleine Halbinseln gebildet; die vielen großen Flüsse, bedeutende Seen mit ihren künstlichen Wasserwegen, sind von jeher der Bewässerung und Schiffahrt sehr günstig gewesen.

Ein Netz von Kanälen, das an Ausdehnung und Verzweigung seines gleichen nicht hat, bedeckt das Tief-

land; sie dienen statt der sehr seltenen Kunststraßen in energischer Weise dem Transport von Personen und Waaren, und sind zugleich zur Bewässerung von höchster Wichtigkeit. Der größte Kanal ist 1100 Kilometer lang, zu dem sich die anderen wie Aeste und Zweige verhalten. Dieser Riesenbau gibt Zeugnis von der einstigen Größe. Die Regierung kümmert sich nur wenig darum, und geht dieser großartige Bau seinem Verfall immer mehr entgegen.

Die Bewässerung ist in China reichlicher, sowohl durch die Flüsse wie durch die Kanäle, als in irgend einem anderen Lande; die Kanäle fangen aber an zu verfallen, weil sich (wie schon gesagt) die Regierung zu wenig darum bekümmert, und sind schon teilweise nicht mehr zu benützen.

China hat zwei der bedeutendsten Ströme der Welt, die beide in Tibet entspringen. Außer diesen hat es noch eine Anzahl von Flüssen, auch ist es reich an Landseen. Heiße Schwefelquellen sind ebenfalls vorhanden.

Von den zwei größten Flußsystemen mündet der Huangho im Golf von Petschili; seine Länge wird auf 4000—4200 Kilom. geschätzt und sein Stromgebiet auf 1,850,000 Qu.-Kilom. Mit Dampfern kann er nur stellenweise befahren werden. Sein Wasser dient vor Allem der Bewässernng; weithin wirkt er aber auch durch seine Ueberschwemmung, gegen die riesige Erdwälle angelegt sind.

Der andere große Strom Chinas ist der Jantsekiang, von den Chinesen auch langer Fluß genannt; er hat eine Länge von etwa 5300 Kilom. und ein Stromgebiet von 1,870,000 Qu.-Kilom., die Krümmungen mit eingeschlossen. Auch dieser Strom ist für Dampfer nicht weit schiffbar, für Barken aber noch über Satschau hinaus zu befahren. Er ist die Hauptverkehrsader für das Innere des Landes; die größten Hauptstädte liegen an ihm und die Hauptsumme des chinesischen Kapitals ist hier angehäuft.

Auch dieser Strom wirkt durch den außerordentlich starken Wechsel im Wasserstand zerstörend. Er hat zum Teil ein sehr starkes Gefäll, das fast doppelt so stark ist als das des Nils in Egypten und Amazonenstroms in Südamerika und drei Mal so groß, wie das des Ganges. Im Sommer überschwemmt und verheert er oft große Strecken; so war z. B. die Differenz des Wasserstandes zwischen dem mittleren im Winter und am 23. Juli 1869 in Hankeru 11,6 Meter. Durch diese riesige Anschwellung mußten von der Chinesenstadt über 40,000 Einwohner auf die Hügel flüchten, und die europäische Ansiedelung war 103 Tage der Ueberschwemmung preis gegeben.

Das Meer nimmt an der Jangtse-kiang-Mündung und weiter nördlich eine gelbliche Farbe an, und wird deshalb gelbes Meer genannt. Der Unterschied an der Meeresküste von Ebbe und Flut ist teilweise sehr bedeutend, wechselt aber mit den Jahreszeiten und Winden. Das Wasser steigt zu Zeiten plötzlich 6 Meter, nach älteren Nachrichten sogar 12 Meter.

Große Gefahren bringen die Wirbelwinde, welche alle Schiffe und Häuser vernichten, die in ihr Bereich kommen, sie erstrecken sich sogar oft bis ins Land hinein.

3. Klima von China.

Bei der großen Ausdehnung des Landes, wie durch die große Verschiedenheit der Bodenerhebung kann von einem gleichmäßigen Klima nicht die Rede sein, es wird dadurch vielmehr eine größere Ungleichheit der klimatischen Verhältnisse bedingt.

Die Jahrestemperatur wechselt zwischen der von Unteritalien oder des nördlichen Afrika und jener von Stockholm. Die Wintertemperatur kömmt ohngefähr der von Oesterreich gleich.

Im Allgemeinen ist das Klima durch die östliche Lage dieses Landes ein stark beeinflußtes kontinentales mit heißem Sommer und kaltem Winter. Im Sommer ar-

ten die Niederschläge, da das Land im Allgemeinen waldarm ist, leicht zu verwüstenden Wolkenbrüchen aus, während im Winter große Trockenheit herrscht und im Frühjahr, der von der Mongolei herab wehende Wind häufig Himmel und Erde in eine ungeheuere Staubwolke hüllt.

Die Wintertemperatur wechselt in den nördlichen Provinzen im Mittel zwischen 2—14 Grad C. Der Winter beginnt hier im November und Dezember und endet im März und April. Im mittleren China dauert der Winter von Anfang Dezember bis Ende Februar. Im südlichen China beträgt die Wintertemperatur in den Niederungen meistens 15 Grad; im Januar und Februar sinkt sie auf 10 Grad C., auch noch tiefer. Nur auf den höchst gelegenen Orten fällt Schnee; selten bildet sich eine Eisdecke von einem halben Centimeter Dicke. Das Meer bleibt 6—7 Kilom. von der Küste stets eisfrei.

Das Charakteristische am Klima von Ostasien ist die Herrschaft des Windes; im Winter weht er fast ausschließlich von Nordosten, im Sommer wird der Südwestwind weit ins Land hinein gezogen; es finden periodische Niederschläge statt und nicht in kleinen unregelmäßigen Zwischenräumen wie in Europa.

4. Mineralreich.

An Gestein bietet China die größte Mannigfaltigkeit dar.

Der Reichtum an Steinkohle wird wohl kaum von irgend einem anderen Lande erreicht, fast in allen Teilen findet sich solche vor. Der Name Steinkohle (mei) ist schon in einem Werke drei Jahrhunderte v. Ch. verzeichnet. „Marco Polo“ hat seine Verwunderung über den Gebrauch der Steinkohle zum Heizen ausgesprochen. Gegenwärtig wird im Norden die Steinkohle in jeder Haushaltung als Brennmaterial verwendet, in den südlich gelegenen Provinzen wird sie ungern angewandt und wird sie oft durch Holzkohle ersetzt.

Der Abbau von Steinkohle ist sehr leicht und jedem freigegeben; der Preis dafür aber durch Zwischenhändler sehr hinauf getrieben, so daß in den Hafenstädten die „englischen" Kohlen billiger stehen als die chinesischen. In neuerer Zeit macht Japan und Australien der englischen und chinesischen Steinkohle Konkurrenz.

Eisen ist sehr verbreitet, die mächtigsten Lager davon kommen zusammen mit Steinkohle vor. Eisenerze und Antracit sind oft dicht neben einander. Das Schmelzen des Eisens geschieht ohne Hochöfen, noch nach uraltem Verfahren. Nach „Plinius" bezog bereits im Altertum der römische Markt das beste Eisen von China.

Die echte Porzellanerde findet sich neben einer rötlichen Alaunerde vielfach vor.

Steinsalz wird im Westen gegraben, es wird auch aus dem Meerwasser und aus Salzquellen gewonnen. Einigen Salzsolen, die nach der Art der artesischen Brunnen 5—600 Meter hinab führen, entströmt gleichzeitig brennendes Gas und werden diese Feuerbrunnen genannt. Das entzündbare Gas wird durch Bambusrohre geleitet und dient vorherrschend zum Kochen des Salzes.

Das Salz ist kaiserliches Monopol, wo von 600 Gramm durchschnittlich eine Abgabe von 2½ Pfg. erhoben wird. (In Deutschland beträgt die Salzsteuer von 500 Gramm 6 Pfg.)

Gold kommt teils in Quarzen. teils im Sande der Anschwemmung, besonders auch im Yang-tse-kiang, vor, dessen oberer Lauf deshalb Goldsand-Strom genannt wird. Die Goldwerke von „Mo-ho" am Amur sollen im Frühjahr 1889 täglich durchschnittlich 40 Unzen eingebracht haben. Die reichlichen Goldfunde haben schon Goldgräber von Kalifornien veranlaßt, nach China zu wandern.

Auch Silber wird reichlich gewonnen. Die Silberwerke von „Sehol", nördlich der großen Mauer, sollen neuerdings unter Leitung fremder Bergbeamten eine gute Ausbeute geben.

Gold und Silber wurden bis vor kurzem nicht gemünzt, sondern nur Kupfer.

Reiche Lager von Kupfer, Quecksilber, Zinn, Blei, Nickel, sowie wertvolle Steine finden sich an vielen Stellen.

5. Pflanzenwelt.

Die Flora von China ist sehr mannigfaltig. In den südlichen Provinzen ist sie eine tropische, der hinterindischen verwandt. Es gedeihen Palmen, Zuckerrohr, Orangen, Bataten und andere Gewächse warmer Länder.

Im mittleren China, im Tiefland, besonders in den Niederungen der großen Flüsse, zwischen dem 25. bis 35. Breitegrad, giebt es Orangen, Zitronen, auch wohl Zuckerrohr. Der wichtigste, sein Welthandelsartikel, ist der Thee, und wird die Theepflanze im 23. bis 30. Grad nördlicher Breite am meisten gebaut. Ein weiter wichtiger Ausfuhrartikel ist der vegetabilische Talg vom Talgbaum, Zimmt vom Zimmtbaum (der chinesische Zimmt ist weniger aromatisch, aber billiger als jener von Ceylon und Malabar). Die Baumwollstaude wird vorzüglich im mittleren China gebaut, ihr Produkt ist kürzer als das der amerikanischen und egyptischen, auch nicht reinlich bereitet. Sie fand nur zur Zeit des amerikanischen Krieges Absatz in Europa.

China ist reich an Arzneipflanzen. Der Mohnbau hat sich bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Zweck der Gewinnung von Opium über Tibet nach China eingeführt und verbreitete sich derselbe allmählich über alle Provinzen des Reiches; das chinesische Produkt steht aber an Stärke dem indischen bedeutend nach.

Die Weinrebe wurde im 2. Jahrhundert v. Chr. von General „Tschangkhien“ aus Zentralasien eingeführt, kommt jetzt wildwachsend vor, wird aber auch gezogen. Die Trauben werden nur im frischen Zustande genossen.

Der Maulbeerbaum wird wegen der großen Seidenkultur sehr häufig angebaut. Der nützliche Bambus findet

sich in allen Dörfern. Die Wälder, die auch eine große Zahl von Baumarten einschließen, sind überall im Rückgang begriffen.

Die Hauptfruchtarten sind Hirse oder Weizen, Roggen scheint nicht gebaut zu werden. An Gemüsearten ist in China großer Reichtum.

Von der schönen und nutzbringenden Flora des eigentlichen chinesischen Reiches ist die der westlichen, jenseits der Randgebirge Innerasiens liegenden weiten Gebiete, welche unter chinesischer Oberhoheit stehen, weit verschieden; dieselbe ist meistens dürftig und teilweise nur für Nomadenvölker geeignet, wie die Länder der Mongolei, Tibet 2c.

6. Tierwelt.

Die Fauna ist in China aus merkwürdigen Arten zusammengesetzt; sie besteht aus orient-indisch-sibirisch-europäischen Elementen. Die ersteren sind vorherrschend im Süden, einzelne Formen gehen auch nördlich bis über die Grenze hinaus.

Alles Wild hat sich schon längst aus den kultivierten und dichtbevölkerten Provinzen in die entlegeneren Landstriche zurückgezogen.

Im südlichen Teil finden sich Elefanten, Nashorn, Affen, Schabrakentapir, Lemuren, fliegende Hunde, Schuppentiere, Pfauen und echte chin. Hühner, welche als tropisch-orientalische Tiere anzusehen sind. Sehr reich ist der ganze Südteil des Landes an prachtvollen Fasanenformen, von welchen manche, z. B. der Goldfasan, ziemlich weit nach Norden gehen.

Der Tiger kommt im ganzen Reich, und zwar in zwei Rassen vor; im Süden als der indische, im Norden als der sibirische; auch wird der Panther im größten Teil des Landes angetroffen.

In den Bergwäldern der Westprovinzen gibt es Moschustiere, Bären, Waschbären, Steinböcke, Antilopen

und Hirsche, und zwar neben den gewöhnlichen auch charakteristische, nur hier vorhandene, geweihlose Formen. Rehe, Luchse, Dachse, Marder, Wiesel ꝛc. haben eine weite Verbreitung, finden sich aber vorzugsweise in den nördlichen und mittleren Provinzen. Wildschweine kommen besonders sehr zahlreich in der großen Ebene des Westens vor und richten alljährlich große Verheerungen an. Da die Chinesen keine Jagdliebhaber sind, so können sich diese Tiere ungestört vermehren.

Zahlreiche Arten von Strich-, Zug- und Strandvögeln leben in den vielen Landseen der mittleren Provinzen. Es finden sich Enten, Gänse, Schwäne, Pelikane und andere Wasservögel, die mit den Arten des mittleren Europas entweder identisch oder ihnen doch nahe verwandt sind. Für die Gebirge des Südens sind noch die Sonnenvögel charakteristisch, und für die Wüsten im Norden die Fausthühner und zahlreiche Lerchen.

Fische finden sich an den Meeresküsten, den Landseen und Flüssen in unermeßlichen Mengen und bilden einen Hauptartikel der Nahrung. Die Süßwasserfische zeigen eine große Analogie mit den europäischen, es finden sich aber auch Fischformen vor, die nur noch in Nordamerika verwandte Arten haben. An den Südküsten sind Austern sehr häufig.

Die künstliche Fischzucht ist den Chinesen schon aus den frühesten Zeiten bekannt (die in neuerer Zeit auch in Deutschland mit Erfolg betrieben wird). Die Goldfische wurden 1611 von China nach Europa eingeführt. In den mittleren Provinzen wird der Kormoran zum Fischfang abgerichtet.

Im Süden wird der große japanische Salamander angetroffen. Schlangen sind im Süden sehr häufig, in den nördlichen Gegenden kommen sie nur in 4 bis 5 Arten vor.

Die Insektenfauna ist in China sehr gemischt, an Schmetterlingen und Käfern sind viele ganz eigentümliche Arten vorhanden. Heuschreckenschwärme sind selten;

die ersten, die die Geschichte Chinas verzeichnet, fanden 706 v. Chr. im nördlichen China statt.

7. Haustiere.

Die Zahl derselben ist in China nur eine sehr geringe. Büffel und Ochsen, von denen es zwei Varietäten giebt (mit und ohne Schulterhöker) nehmen die erste Stelle ein; sie werden nur zum Ackerbau, zur Bebauung der Reisfelder, verwendet. Im Sommer nähren sie sich vom Gras zwischen den Feldern oder von den auf den Kanälen noch übrig gelassenen Bodenflächen, auf welchen sie an einer Schnur herumgeführt werden; im Winter bildet Reis- und Weizenstroh, Oelkuchen ꝛc. ihr Futter.

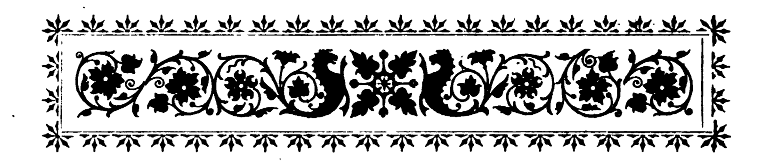
Zweihöckerige Kameele werden in den nördlichen Provinzen für den Verkehr mit der Mongolei und zur Beförderung der Steinkohlen nach Peking gehalten.

Die Pferde sind klein und häßlich, sie werden auch hauptsächlich nur als Lasttiere gebraucht. Für die Kavallerie werden jetzt die Pferde meistens aus der Mongolei, früher aus der Dsungarei und Ostturkestan eingeführt. Esel und Maultiere sind in den nördlichen Provinzen in Gebrauch. Eine Art Pony, das kleine mongolische Pferd, bildet dort Steppenheerden oder wird als Haustier in Ställen gehalten.

Ueberall findet man kleine kurzbeinige Schweine, mit eingebogenem Rücken und sparsamer schwarzer Behaarung, die leicht Fett ansetzen. Man gibt ihnen grobgemahlene oder gestampfte Bohnen in einer mit verschiedenen Küchenabfällen vermischten Flüssigkeit. Schafe sind in China ziemlich selten, doch sind die mongolischen Hammel berühmt. Im großen Ganzen wird Viehzucht nur noch im nordwestlichen China in größerem Maaßstab betrieben, wo die Tartaren große Schaf- und Rinderheerden halten.

Enten werden im mittleren und südlichen China enorme Quantitäten gezogen, Bienenzucht ist nur in Hunan und Hopei namhaft. Baumwachs kommt von einem Insekt, welches auf Eschen lebt. Seidenzucht wird schon seit uralter Zeit kultiviert, und wird die Seidenraupe in ganz China gezogen.





IV. Kapitel.

Thätigkeit der Chinesen.

Die hochentwickelte Civilisation der Chinesen ist uralt und eine von den anderen Kulturvölkern abweichende. Sie ist eine durchaus einheimische, von den Chinesen selbst erzeugte, ohne irgend eine Uebertragung oder Beihilfe von einem anderen Volk. Diese eigentümliche Civilisation hat sich durch 4 Jahrtausende zu bewahren gewußt, ohne in der Gegenwart nicht mehr lebenskräftig zu sein.

1. Die Landwirtschaft in China

ist durch uralte Traditionen und religiöse Grundsätze geheiligt; sie bildet auch heute noch, wie ehedem, die wichtigste und zugleich in höchsten Ehren stehende Beschäftigung der Chinesen.

Sie führen den Ackerbau auf „Sin-ung" (den göttlichen Bauer), den zweiten der mythischen Kaiser zurück, der Erfinder des Pfluges sein und die Menschen im Ackerbau unterrichtet haben soll. Von anderen Kaisern wird mitgeteilt, daß sie, um das Volk zum Ackerbau zu ermutigen und anzueifern, selbst den Acker bestellten.

In der Landwirtschaft sind die Chinesen die Lehrmeister von ganz Ostasien geworden.

2. Einteilung der Ländereien in China.

In der ältesten Zeit war Grund und Boden Gemeingut Aller; jeder Mann von 20—30 Jahren, der über die zur Bebauung und Instandhaltung erforderlichen Kräfte und Fähigkeit verfügte, konnte soviel Land okkupieren, als ihm gutdünkte. Eine Aenderung dieser Verhältnisse hatte das Regierungssystem der Hia-Dynastie, 2207 bis 1766 v. Chr. zur Folge, indem das Wahlreich zum erblichen wurde. Von da ab verteilte der jeweilige Herrscher an die angesehensten Familien den Grund und Boden, um sie dauernd an sein Haus zu fesseln. Es entstand dadurch ein so kompliziertes Vasallensystem, daß man in 11 Jahrhunderten an 1800 Fürstentümer und Feudalherrschaften zählte.

Ein weiterer Modus war die Feldverteilung an einzelne Bauern, das sogenannte Kommunalfeldersystem. Jedes Quadrat Li zu 900 Mou wurde in 9 gleiche Quadrate eingeteilt, von denen das mittlere dem Staat verblieb und für diesen bebaut werden mußte, die umliegenden 8 wurden 8 Familien zur Bebauung übergeben. Im 3.—4. Jahrhundert wurde diese alte Güterverteilung aufgehoben und ein volles Privateigentum an Grund und Boden eingeführt.

Infolge dessen kam die Landwirtschaft in rapiden Verfall, dem die verschiedensten Maßregeln nicht Einhalt thun konnten, bis endlich die Ming-Dynastie 1368 bis 1644, nach der Vertreibung der Mongolen wieder einen tüchtigeren Bauernstand dadurch großzog, daß sie die ziemlich großen Kronländereien an einzelne Familien verpachtete. Diese Maßregel bewährte sich. Um nun eine rasche Zunahme der Kronländereien zu ermöglichen, wurde gesetzlich angeordnet, daß, mit Ausnahme des Adels, Jedermann das Grundeigentum, welches 100 Mou übersteigt, gegen billige Entschädigung der Regierung überlassen müsse. Dem Staat gebührt das Eigentum an Grund und Boden, und kann nur das Nutznießungsrecht von Privaten veräußert werden, mit der Beschrän-

ung jedoch, daß jeder Familie ein unverletzliches und unveräußerliches Erbgut von $^3/_4$ Hektar verbleiben muß.

Das Land wird als dem Kaiser gehörend betrachtet, und erhebt der Staat jetzt nur eine Abgabe, während früher ein Teil des Landes für den Landesfürsten bebaut werden mußte. An den Besitz des Landes ist heute noch das seit alter Zeit bestehende Gesetz geknüpft, welches bestimmt, daß Demjenigen, der es unterläßt den Acker zu bebauen oder ihn mangelhaft bestellt, zur Strafe dafür der Besitz des Ackers entzogen und einem Fleißigeren überwiesen wird.

In der Ebene ist das Land sehr parzelliert, hier kann eine Familie von 5 Mitgliedern sich von 1 bis $1^1/_3$ Hektar Ackerbodens ernähren. Ein Besitzer von 6 Hektar gilt hier als ein vermögender Mann; man trifft übrigens Besitzungen von 600, und in hügeligen Gegenden von 12—1800 Hektar an.

3. Bearbeitung des Bodens.

Dieselbe geschieht meistens mit Haue, Grabscheit und Rechen von verschiedenster Konstruktion; Pflüge und Eggen sind nur auf größeren Gütern in Gebrauch. Die Bodenbebauung ist eine sehr intensive.

Die Terrassierung, wobei die Hügel und Berge in Terrassen abgebaut und geebnet sind, um sie ertragsfähig zu machen, findet man häufig, besonders in volksreichen Gegenden. Die ausgezeichneten Düngungs- und Bewässerungsmethoden setzten die Chinesen in den Stand, den Boden sehr fruchtbar zu machen.

Viehzucht wird nur wenig betrieben, infolge dessen ist nicht viel Dung von derselben vorhanden, es dienen daher als Düngungsmittel menschliche Excremente 2c.

Charakteristisch für die Chinesen ist die sorgfältige Sammlung allen Düngers und seine Anwendungsweise, Ueberrieselung mit flüssigem oder pulverisiertem Dünger. Die Düngerarten werden hinsichtlich ihrer Dungkraft meist klassifiziert, wie folgt: Oelkuchen, menschliche Excremente

(nur verdünnt angewandt), Schweinedünger (getrocknet und in zerkleinertem Zustand ausgestreut); Büffel- und Ochsendünger, sowie Pferde- und Ziegendünger selten (meist in flüssigem Zustand angewendet); Wasserpflanzen (sehr zahlreich verwendet); Asche (meist mit anderen Stoffen vermischt); gebrannter Kalk; Abgang und in Fäulnis übergegangene Fische.

Fruchtwechselwirtschaft ist Regel; man läßt jedoch nicht die Pflanzen den Boden sich gegenseitig vorbereiten, sondern man sucht dies durch entsprechende Düngung zu erzielen.

Die gut organisierte Feldbewässerung wird durch ein ausgebildetes Kanalsystem erreicht, und bringt dieses sowie die Düngungsmethoden und intensive Bodenbearbeitung reiche Ernten hervor.

4. **Landwirtschaftliche Erzeugnisse.**

Mit Ausnahme des nördlichen Chinas kann überall das ganze Jahr hindurch im Feld gearbeitet, auch gesäet, gepflanzt und geerntet werden; namentlich sind es die verschiedenen Gemüsearten, die man auch mitten im Winter für die Nahrung einsammelt. Die Hauptarbeiten beginnen im März und enden im November. Gesäet und gepflanzt wird meistens in Drillen, wo die Gewinnung von Unterfrüchten überall angestrebt wird.

Die wichtigsten Produkte des südlichen und mittlern Chinas ist Reis, in zweiter Reihe Zuckerrohr, in der Nähe der Küsten Baumwolle. Im nördlichen Klima werden statt Reis Hirsearten, dann Weizen und Hülsenfrüchte gebaut; Gemüse, Wurzel und Knollengewächse werden in enormen Quantitäten gewonnen.

Das Getreide wird durch Ausschlagen oder mit Dreschflegeln oder durch Austreten von Tieren entkörnt. Zum Mahlen von Getreide, zum Enthülsen von Reis dienen Mühlen, welche durch Menschenhände, Büffeln oder Wasser in Bewegung gesetzt werden; zur Reinigung

der Baumwolle verwenden sie ganz einfache Geräte, die unseren Anforderungen nicht genügten.

Auch ölgebende Pflanzen werden vielfach angebaut. Blauer Farbstoff wird im südlichen China aus Pflanzen gewonnen. Von den Gespinnst- und Faserpflanzen sind neben der Baumwollstaude, der Hanf, das sogenannte chinesische Gras und Jute die wichtigsten.

Die Kunstgärtnerei wird mit vieler Sachkenntnis und Sorgfalt, sowohl in freien als in geschlossenen Räumen getrieben.

Die Forstwirtschaft wird vernachlässigt.

Die Viehzucht mit dem eigentlichen Wiesenbau, verbunden mit Heugewinnung sind den Chinesen fremd; hingegen betreiben sie die Fischerei in großem Maßstabe, und zwar sowohl für Fische, Pflanzen, Süßwassertiere und Seetiere, womit sich eine große Menge Leute beschäftigen und als Ergebnis ganz enorme Massen, zur Nahrung der Menschen und Düngung für die Felder liefern. Häufig wird die Fischerei mittelst eines abgerichteten Kormorans (Seeraben) ausgeübt.

5. Zwei nicht unbedeutende Handelsartikel der chinesischen Landwirtschaft.

Einer davon ist der Seidenbau, der auf einer hohen Stufe steht. Der Maulbeerbaum erfreut sich deshalb einer sorgfältigen und sachkundigen Pflege; die Seidenzucht ist aber wenig fortgeschritten, sie ist noch wie von alters her. Die meiste und beste Seide liefern die mittlern Provinzen Chinas und die Umgegend von Kanton.

Der zweite ist der Thee und ist China das eigentliche Theeland, wo er zwischen 24—30° nördliche Breite wächst. (Von hier aus wurde er nach Japan, Tongkin, Assan, Madura, Java, Ceylon, Persien verbreitet, auch wird in Kalifornien Thee kultiviert, jedoch ist der letztere bei weitem nicht so gut.)

Der Theestrauch wächst wild bis gegen 30 m hoch,

der in Kultur genommene nur 1—2½ m. Er liebt guten gegen Mittag gelegenen Boden, starke Düngung und reichliche Bewässerung. Der Theestrauch hat immergrüne Blätter und treibt im Jahr 3—4 mal neue Blätter, die zu verschiedenen Zeiten eingesammelt werden. Im 7. Jahr läßt der Theestrauch in seinem Ertrag nach, wo er dann am Boden abgeschnitten wird, damit die Stümpfe neue Schößlinge treiben und zärtere Blätter liefern, oder man zieht neue Anpflanzungen durch Samen nach. Erst im 3. Jahr werden dann die Blätter von den neuen Anpflanzungen geerntet.

6. Die Thee-Sorten.

Hiermit reihen wir etwas ein, was nicht zu unserem eigentlichen Thema gehört, denken aber, daß es den Theetrinkern erwünscht ist.

Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde der Thee durch die Holländer in Europa eingeführt; 1664 wurde in London Thee getrunken, etwas später in Paris. 1664 erhielt die Königin von England von China Thee als ein wertvolles Geschenk, jetzt findet man ihn in jedem Bürgerhaus, wenn er auch in Deutschland nicht so beliebt und verbreitet ist als der Kaffee.

Durch die Kultur der Theestaude entstanden verschiedene Sorten Thee, in der Hauptsache unterscheidet man 3 Sorten, schwarzen, grünen und gelben Thee; vorherrschend kommt nur schwarzer und grüner Thee in Handel.

Nach Ansicht von einigen geben die im März gepflückten Blätter die beste Sorte des schwarzen Thees, nach Ansicht anderer wächst derselbe vorherrschend auf den Abhängen und Kämmen der Berge, während der grüne Thee von den Pflanzungen stammt, die auf gedüngtem Boden gebaut werden. Beide Sorten sollen von ein und derselben Pflanze abstammen, die Verschiedenheit der Farbe scheint nur von der Zubereitung bedingt zu werden,

denn wie die Chinesen schwarzen und grünen Thee nach Belieben herstellen, ist ziemlich bekannt.

Für den grünen Thee werden die Blätter direkt nach dem Pflücken in Pfannen oder unter Wasserdampf (welcher die grüne Farbe conservieren soll) geröstet, darnach werden sie auf Tischen mit den Händen geknetet, gewalkt, hin und her gerollt, der Sonnenhitze ausgesetzt, und schließlich nochmals vorsichtig geröstet. Der grüne Thee, der ausgeführt wird, erhält noch eine Farbaufbesserung, durch Zusatz von Gelbwurz, Gyps, Berlinerblau oder Indigo. Als beste Sorte des grünen Thees gilt der Perl- oder Kaiserthee, Haisan, Sulong und Tongkai ꝛc.; meistens wird er im Lande selbst konsumiert.

Der gelbe Thee scheint wie der grüne Thee zubereitet zu werden, wird aber keiner künstlichen Färbung unterworfen.

Für den schwarzen Thee werden die Blätter an der Luft getrocknet, in Kesseln erhitzt und zusammengerollt, oder nach dem ersten Erhitzen einer leichten Gährung unterworfen und dann überm Feuer getrocknet. Als beste Sorte gilt der Pecco, Souchong, Kongo, Bohna ꝛc., welcher fast nur für den Export (4/5 des Exports) bereitet wird. Die ersten jungen Blätter geben den besten Peccothee, welcher noch den zarten Jugendflaum zeigt, Blütenpecco.

Die frischen ungerösteten Blätter sind ohne aromatischen und adstringierenden (zusammenziehenden) Geschmack. Auf welche Weise die Veränderung beim Rösten und Trocknen des Theeblattes vorgeht, ist noch weniger als beim Kaffee studiert.

Aus den Theeblättern machen die Orientalen auch ein nahrhaftes Gemüse.

7. Bedrohung der Landwirtschaft.

Dazu gehören in erster Reihe Ueberschwemmung und Trockenheit, welche Mißwachs und Hungersnot zur Folge

haben, und werden die Chinesen von diesen Landplagen oft heimgesucht.

Um die Folgen davon zu mildern und dem vorzubeugen, hat die Regierung und Privatthätigkeit für Zeiten der Hungersnot Speicher angelegt, wo ein Teil der in Reis zu entrichtenden Grundsteuer oder aufgekaufte Frucht aufbewahrt wird, die dann bei Mißernten unentgeltlich oder unter dem Marktpreis verkauft wird.

Der Reis wird meistens in Flußthälern angebaut und er geht bei einer Ueberschwemmung meistens zu Grunde, aber auch die Dürre verdirbt die Ernte auf weite Strecken. Beides hat seinen Grund darin, daß die Abholzung der Wälder Jahrhunderte lang fortgesetzt wurde, ohne für Nachwuchs zu sorgen. Es ist zu verwundern, daß die Chinesen, welche im Allgemeinen ein praktisches Volk sind, dies nicht schon längst erkannt und Abhilfe geschafft haben. Wir sehen uns veranlaßt, unsere ausgesprochene Behauptung, wenn auch nur kurz, zu begründen.

Im Haushalt der Natur hat der Wald sehr wichtige Funktionen, und es bestraft sich stets, wenn die menschliche Hand störend in die Naturgesetze eingreift. So sind in allen Ländern, in denen Berge rasch und gänzlich abgeholzt wurden, dieselben kahl und nackt geblieben, und haben sich trotz der Mühe, die man später darauf verwandte, zum größten Teil nicht wieder anpflanzen und bewalden lassen. Wir erinnern nur z. B. an Dalmatien, wo seiner Zeit die Römer und später die Venetianer die Wälder in leichtfertiger Weise niedergehauen, und zum Schiffbau 2c. verwendet haben, sie sind bis heute kahle und nackte Gebirge geblieben.

Der Wald übt auf die Temperatur, auf Wasserläufe und Regenbildung einen sehr großen Einfluß. Wo die Waldung im Stande ist, wird der Regen schon zum großen Teil von den Blättern und Nadeln der Bäume aufgenommen, das Uebrige verliert sich im Moos, abgefallenen Nadeln und Blätter 2c. und nur ganz allmählich sammelt sich der Regen in kleinen Rinnen, welche sich in

langsamem Tempo zu Bächen bilden und ihren Lauf zu den Flüssen nehmen. Ganz anders ist es, wo die Entwaldung stattgefundeu hat, da läuft der Regen sofort ab, sammelt sich in den Bächen und diese gehen unaufhaltsam zu den Flüssen, und trägt dieses wesentlich zu den großen Ueberschwemmungen bei.

Wo die Waldung noch besser im Stande, ist die Wirkung eines Regens auf viele Tage bemerkbar, wo sie fehlt, ist das Erdreich und die Luft den anderen Tag nach einem Regen meistens wieder so trocken, als vor demselben und in den Bächen ist fast keine Spur mehr vorhanden. Ganz anders ist, wo der Wald noch im Stande ist, da läßt der Waldboden einen Teil der Feuchtigkeit wieder verdunsten, einen anderen Teil der Bodenfeuchtigkeit der Wälder saugen die Bäume auf und geben sie wieder durch Verdunstung (Vegetationswasser) an die Atmosphäre ab. Die Bäume und der Waldboden tragen zur Bildung von Wasserdampf in der Luft, zur Wolkenbildung bei und erhalten den Boden in der nöthigen Feuchtigkeit.

Wo die Baumkronen und der Humus des Waldes fehlt, hört die Verdunstung des Wassers, die regelmäßige Wolkenbildung und Niederschläge auf. Die kahlen Felsen geben keine Feuchtigkeit ab, die Berge entsenden keine Quellen, keine Bäche mit regelmäßigem Wasserlauf ins Thal. Monate lang ziehen die Wolken übers Land ohne Regen abzugeben. Alle Erscheinungen, wie der plötzliche Wechsel von Nässe zur Trockenheit, von Warm zu Kalt, woraus sich dann mitunter lang anhaltende Regentage und darauffolgende Trockenheit entwickeln, alles dies und noch vieles andere kömmt daher, daß der „Regulator", der Wald nicht mehr genügend wirkt, wenn er nicht mehr hinreichend genug vorhanden ist.

Die grüne Fülle der Bäume, welche mit Recht als die Lungen der Natur bezeichnet werden, geben der Luft den unentbehrlichen Sauerstoff ab, ohne welchen die lebenden Wesen verkümmern müßten. Der Wald reguliert

die Feuchtigkeit zur Trockenheit, gibt dem Klima mehr Beständigkeit, bändigt die zu schnellen und schädlichen Wasserläufe, erfrischt die Menschen und schützt sie vor frühem Siechtum und Untergang. Die Waldverwüstung ist ein Verbrechen gegen die Menschheit, wodurch das physische und seelische Leben gestört wird; und für wahr, auch Deutschland hat alle Ursache, daß die Waldung gegen „kapitalistische“ Ausbeutung geschützt wird.

8. Die Industrie in China.

Die Chinesen sind eines der ältesten Kulturvölker der Erde, überaus arbeitsam und ausdauernd, besonders rührig und erfinderisch in Gewerbethätigkeit und Kunstfleiß aller Art, sie haben sich aber die Großindustrie, die mit Dampfkraft und mechanischer Technik arbeitet, die seit dem letzten halben Jahrhundert riesige Fortschritte gemacht und die gewerblichen Verhältnisse in denjenigen Staaten, wo sie eingeführt wurde, ganz umgestaltet hat, nicht angeeignet, sie sind von dieser Neuerung Gegner.

In Asien ist die Industrie bis auf den heutigen Tag noch meistens Handarbeit (Handwerksbetrieb), die Großindustrie ist außer in Indien und Japan, wo Anfänge davon sind, sonst nicht anzutreffen. Sie ist auch zum größten Teil Hausindustrie, denn in vielen Fällen ist der Bauer selbst auch Handwerker und Künstler, wo er im Winter die gewonnenen Rohmaterialien verarbeitet. (Anfangs des vorigen Jahrhunderts fertigte der Bauer in Deutschland auch noch viele Gegenstände im Winter an, welche jetzt durch die Großindustrie hergestellt werden.)

Die Industrie reicht in China in ein sehr hohes Alter zurück; Korea und Japan haben ihre gewerbliche Thätigkeit von den Chinesen gelernt, die Schüler übertrafen aber oftmals den Meister.

Die Montanindustrie ist sehr alt, man arbeitet aber noch heute mit den einfachsten Mitteln. An Erzen und Kohlen hat China einen großen Reichtum.

Durch die Seidenkultur erhält die Textilindustrie ihre hauptsächlichste Nahrung, weniger bedeutend ist sie in Baumwolle, Hanf und Chinagras.

Die Erfindung der Bohrbrunnen ist in China schon lange bekannt.

Die Anwendung der Magnetnadel soll schon im 12. Jahrhundert v. Chr. bekannt gewesen sein; genauere Angaben darüber finden sich 121 n. Chr. vor.

Die Porzellanindustrie war bereits im 7. Jahrhundert in China bekannt und hoch ausgebildet, während sie in Europa erst im 18. Jahrhundert eingeführt wurde.

Die Mischung von Schießpulver war den Chinesen schon längst bekannt, bevor es nach Europa kam, und benützten sie es zu Feuerwerkskörpern.

Die Kunst des Metallschneidens und Bronzegießerei, welche die Japaner mit großem Erfolge aufgenommen haben, ist im Rückgang begriffen.

Die Erfindung durch Verfilzung von feinen Fasern Papier herzustellen, gehört den Chinesen. Der Ackerbauminister „Tailün“ unter dem Kaiser Hiao-Wutte lehrte um das Jahr 123 v. Chr. die Bereitung des Papiers aus der Baumwolle und der Bastfaser, des Papiermaulbeerbaumes, des Strohs, des Bambus, der Ulme, und wie die Sage geht, selbst aus Lumpen. Tailün lehrte das Papier in der vollkommenen Weise bereiten, wie es in China, auf den Hochebenen des Himalaya, im Pandschab, in Vorderindine, Bengalien, Siam, Korea und Japan noch heute stattfindet. — Auch Stereotypendruck und Holzschnitte sind den Chinesen schon lange bekannt.

Die ersten Spuren der Papiermacherei, nach der bezeichneten Weise hergestellt, finden sich in Deutschland am Ende des 12. Jahrhunderts, wo auf den Kreuzzügen die deutschen Templer und Ritter das Papiermachen im Orient kennen gelernt. (Gegenwärtig wird in Deutschland Papier fabriziert ca. 244300000 kg, Frankreich 134700000 kg, England 1682000000 kg, Oesterreich-Ungarn 92250 kg, Nordamerika 213500000 kg jährlich.)

Die Buchdruckerkunst war schon 593 v. Chr. bekannt und zwischen 1041—49 n. Chr. wurde von einem Schmiede der Druck mit beweglichen Lettern erfunden, die gewöhnliche Vervielfältigung geschah mittelst Holztafeln.

Kürzlich feierte man in Deutschland das 500jährige Geburtsfest von Gutenberg, den man als den Erfinder des Buchdrucks verehrt. Wir nehmen an, daß die Erfindung sein eigenes Geistesprodukt war, obwohl schon lange zuvor auch in Europa, bei den alten Griechen und Römern, wenn auch nicht der Buchdruck, doch ähnliches z. B. die Geldanfertigung bekannt war; die Chinesen hatten aber schon vor 2000 Jahren den Buchdruck und den mit beweglichen Lettern 500 Jahre früher.

In dem letzten halben Jahrhundert hat die Vervielfältigung des Buchdrucks durch die Schnellpressen, Rotationsmaschinen 2c. riesige Fortschritte gemacht, die Chinesen sind aber auf ihrem alten Standpunkt stehen geblieben.

Seit 1873 sind die technischen Fertigkeiten der Chinesen auf den verschiedenen Ausstellungen durch ausgestellte Arbeiten und eingehende Kataloge den Europäern bekannt geworden, und bedarf es deshalb keiner weiteren Ausführung.

Die Leistungen und Bildung der Chinesen ist aber eine abgeschlossene und stehen sie in wissenschaftlicher Beziehung und eigentlicher Kunst jetzt hinter den Europäern zurück.

9. Der Handel in China.

Der Ueberlandhandel mit dem Auslande ist sehr alt, denn zwei ein halb Jahrtausend v. Chr. muß eine Handelsstraße durch das Tarimbecken dazu gedient haben. Auf dieser Straße bewegte sich 800 Jahre v. Chr. (wahrscheinlich noch viel früher) ein von Hand zu Hand gehender Handel in Seide nach Medien, der dann von den Chinesen im zweiten Jahrhundert v. Chr. direkt bis nach Parthien betrieben wurde.

Im vierten Jahrhundert n. Chr. begann der Seehandel, wo den Fremden vier Häfen geöffnet wurden. Er war vom 7. bis Ende des 9. Jahrhunderts lebhaft, nahm von dieser Zeit ab und kam erst wieder in Aufschwung durch die Ankunft der Portugiesen im Jahre 1517.

Heute stehen die verschiedensten Staaten mit China in Handelsverkehr, es beziffert sich aber der gesammte Handelsverkehr mit dem Ausland nur auf zirka 1¼ Milliarden Mark des Jahres. (Deutschland hat im Jahre 1898 einen Gesamtaußenhandel von 10,006 Milliarden Mark.

9. Verkehrswesen in China.

Dieses ist nach unserer Auffassung im Allgemeinen in sehr primitivem Zustand.

Die Bewegung findet, wenn irgend möglich, zu Wasser statt, sonst zu Fuß oder in Tragsesseln, welche aus Bambusrohr hergestellt sind; im Norden des Reiches sind zweiräderige Karren in Gebrauch.

Die Waarenbeförderung wird auch, wo es nur geht, zu Wasser bewerkstelligt; Kunststraßen sind in China selten und findet auf den Landwegen der Waarentransport im Süden mittelst Schiebkarren, im Norden mittelst Karren, die von Pferden, Eseln oder Ochsen gezogen werden, statt. Auch werden Träger, Esel, Maultiere verwendet; im Westen benützt man meistens Kamele als Transportmittel.

Eisenbahnen. Die Chinesen sind ihrer Mehrzahl nach noch heute abgeneigt gegen die Bahnen, weil ihnen dieselben Land wegnehmen, und weil sie die bestehenden gewerblichen Verhältnisse zum Teil ganz plötzlich umgestalten und tiefeinschneidend sind.

Die erste am 30. Juni 1876 eröffnete kurze Bahnlinie vom Hafen in Schang-hei nach Kiang-wau wurde bereits 1877 von der Bevölkerung gewaltthätig wieder zerstört.

Alle Bemühungen der Europäer bei der Regierung

um Genehmigung von Eisenbahnanlagen blieben erfolglos, bis auf eine kurze Kohlenbahn von 11 Kilom. Länge, zum Zweck der Ausbeutung der Kohlenlager bei Tangschau (Provinz Pe-tschi-li), welche einem englischen Unternehmer genehmigt wurde; sie wurde 1880 eröffnet. Diese Linie wurde 1886 von einer chinesischen Eisenbahngesellschaft übernommen, welche sie dem öffentlichen Verkehr übergab und die Bahnlinie weiter führte.

Seit dem chinesisch-japanesischen Krieg werden die Eisenbahnbauten von Seiten der Regierung gefördert, sogar auf Staatskosten solche ausgeführt.

Bis 1896 waren nur Eisenbahnen von zusammen 321 Kilometer vorhanden. 1899 wurde einem belgischen Konsortium eine Bahnlinie von 1100 Kilometer zu bauen genehmigt.

Im Ganzen genommen sind die Eisenbahnen erst im Entstehen begriffen.

Das Postwesen. Die kaiserliche chinesische Post hat in den verschiedenen Landesteilen etwa 8000 Botenämter, welche von Tagesreise zu Tagesreise entfernt sind und wo die nötigen Pferde bereit stehen. Die Post ist für amtliche Beförderung bestimmt, und werden nur ausnahmsweise andere Privatsendungen angenommen.

Außer dieser Post gibt es verschiedene Versandtgeschäfte, an deren Schildern die Richtung angegeben ist, in der sie Sendungen befördern.

In Schang-hai ist eine amerikanische, englische, französische und deutsche Post, auch eine für fremde Gemeinden, welche in das Innere des Landes Sendungen befördern.

Telegraphenverbindung. Hier sind in erster Reihe zu nennen die Kabel der Eastern-Northern-Telegraph-Compagny und der Great-Northern-Telegraph-Compagny, welche die Küstenplätze mit Japan, Sibirien und Europa verbinden.

Seit 1881 ist eine einheimische Telegraphenleitung eingerichtet, welcher der Lieutnant H. Bohr und H. C. Bö-

jessen, beide Dänen, als Oberverwalter und Oberingenieur beigegeben, und sind bis auf etwa 10 Dänen, die Angestellten lauter Chinesen. Anfangs mußte die Leitung gegen die Anwohner zeitweise durch Militär geschützt werden, welche sie für Geister des Windes und Wassers hielten.

Die Gaseinrichtungen beanstandeten die Nachbaren anfangs auch mit Erfolg, trotzdem ist sogar das elektrische Licht bis in die Wohnungen der kaiserlichen Prinzen gedrungen.

10. Das Zeitungswesen in China.

In der ganzen civilisierten Welt ist in keinem Lande das Zeitungswesen so dürftig als in China, denn es beziffert sich die ganze Zahl von Zeitungen auf nur 16, sage sechszehn. (Deutschland hat laut Postliste 8754 Zeitungen und Zeitschriften).

In der Hauptstadt Peking erscheint nur ein Blatt, „King Pau", welches als ältestes Blatt nicht nur von China, sondern von der ganzen Welt gilt. Diese Zeitung erscheint täglich in gedruckter und geschriebener Form, sie enthält die amtlichen Bekanntmachungen und wird sie an einem Thore des kaiserlichen Palastes angeschlagen; außerdem erscheinen in kleinen Tagesheften die Berichte von der Hauptstadt und den Provinzstädten, welche die Regierung in der Staatskanzlei zur Kenntnisnahme der Beamten- und Litteraturwelt täglich auslegt. Es ist Privatunternehmern gestattet, davon Abschriften zu nehmen, welche dann im Buchhändel erscheinen um die Verbreitung im ganzen Reiche zu ermöglichen. Diese Verbreitung der Amtsnachrichten besteht schon seit etwa 1000 Jahren.

Die älteste nach europäischer Art gedruckte Zeitung ist die „Schang-hei-Zeitung", welche in einer monatlichen Auflage von 350,000 Exemplaren erscheint. Sie wurde von einem englischen Kaufmann Major 1870 gegründet.

Ferner befassen sich noch mehrere Einzelne und Korporationen, so auch die ansäßigen Missionäre in Schang-ha und die Gesellschaft Jesu mit Herausgabe von Zeitungen. Die europäische Presse ist im Verhältnis in China stark vertreten.

Das geringe Bedürfnis, welches die Chinesen für das Zeitungslesen haben, hat wohl seinen Grund darin, daß der Chinese gleichgiltig ist gegen dasjenige, was sich innerhalb und außerhalb der Grenzen seines Reiches ereignet. Die Chinesen sind in dieser Beziehung wirklich zu beneiden, denn wer die Berichte über China in den letzten vier Wochen in den europäischen Zeitungen gelesen hat, hat gewiß einen Eckel davor bekommen. Wenn man auch im Allgemeinen den inhaltslosen Zeitungsquatsch sogleich nach dem Lesen wieder vergißt, so waren aber doch so viele Unwahrheiten und fade Sachen darin enthalten, womit der Magen auf lange Zeit gründlich verdorben wurde.

11. Die Litteratur in China.

Diese ist unstreitig die umfangreichste, und in vieler Beziehung auch die wichtigste des ganzen Morgenlandes; sie ist in ihren meisten Zweigen eine der selbstständigsten. Sie läßt sich ohne Unterbrechung bis ein halbes Jahrtausend v. Chr. verfolgen.

Die Litteratur ist in China durch die frühzeitige Erfindung der Buchdruckerkunst Gemeingut des Volkes geworden, sie ist viel allgemeiner verbreitet, als dies bei uns der Fall ist. Jeder einigermaßen Gebildete besitzt eine mehr oder weniger umfangreiche Büchersammlung.

Die Zahl der vorhandenen Bücher ist unberechenbar. Die Chinesen teilen ihren Bücherschatz in vier Klassen:

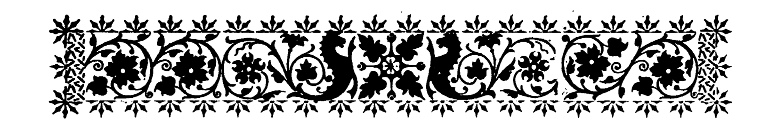
1. Kanonische Bücher; wobei in diese Rubrik auch Werke der tatarischen und buddhistischen Litteratur aufgenommen sind.
2. Geschichte, auch historische Romane.

3. Philosophische Werke.

4. Schöngeistige Werke.

Die Chinesen haben in allen vier Klassen anzuerkennendes geleistet, ganz besonders ist aber hervorzuheben der Reichtum und die Zuverlässigkeit ihrer historischen Litteratur, durch die uns fast eine vier Tausend jährige Geschichte erschlossen ist.





V. Kapitel.

Die Lebensweise in China.

Dieselbe ist ziemlich abweichend von der unsrigen. Beginnen wir mit:

1. Den Wohnungen.

Sie sind in China von verschiedener Art. In den Hafenstädten und an Flüssen leben Manche, um Grund und Boden frei zu behalten, ganz auf dem Wasser, indem sie sich auf festgelegten Flößen oder Schiffen eine Wohnung eingerichtet haben. Neben den Wohnschiffen befinden sich noch andere, die als Schweinestall oder Gemüsegarten &c. dienen.

Die Gebäude auf dem Lande sind in der Mitte eines viereckigen Hofes aufgeführt, und meistens ein-, höchstens zweistöckig; meistens nur in ihrer Hinterwand oder den zwei Seitenwänden ausgebaut, sonst teils aus Brettern, teils aus Flechtwerk, das mit Lehm verschmiert ist, oder aus Matten zusammen gefügt; sie sehen meist ärmlich und schmutzig aus. Dem Boden fehlen die Dielen, die Fensteröffnungen sind mit Papier bedeckt und die Stuben stets ungenügend beleuchtet. Das nächste Zimmer am

Eingang dient zur Aufnahme von Besuchen und als Eßzimmer, die weiteren Hinterzimmer sind für das wenig öffentliche Leben, deren Zugänge durch Vorhänge geschlossen sind. Bei den Vornehmen haben die Häuser eine besondere Ahnenhalle, wo die Stammtafeln des Hausvorstandes hängen, auf den Tischchen stehen zierliche Schälchen mit Thee und Schüsselchen mit gesottenem Reis, auch Weihrauch brennend.

Der Hausrat besteht aus wenigen Stühlen und Tischen; als Bett dienen in dem südlichen und mittleren China gewöhnlich zwei Schemel und einige Bretter die darauf gelegt werden, auf welchen zu unterst Stroh oder Strohmatten und darüber eine feine Binsenmatte zu liegen kommt. Federbetten sind nicht bekannt.

Die Häuser in den Städten, sind auch nur selten aus Stein gebaut, mitunter aber zweistöckig. Die öffentlichen Gebäuden weisen mehr Umfang als Pracht auf. Die mit den Wohnungen der Reichen verbundenen Gärten und Parke sind geschmackvoll angelegt.

Alle chinesischen Städte sehen einander sehr ähnlich. Die größeren enthalten gewöhnlich einen viereckigen Kern von hohen Mauern, zuweilen auch von Gräben umgeben, die von Türmen flankirt sind. Das Innere dieser Städte dient nur denBeamten zur Wohnung, sonst sind sie leer der Verkehr fehlt.

In den Vorstädten hingegen herrscht reges Leben und Treiben, hier hat der Handel seinen Sitz.

Die Straßen der Städte sind meistens eng, selten breiter als 3—4 Meter, in den südlichen Städten vielfach noch enger und für Wagen nicht passierbar; selten entsteht aber ein Gedränge und Unfrieden oder Unordnung, und des Nachts herrscht eine merkwürdige Ruhe. Wasserabflüsse sind nur teilweise vorhanden, und gewöhnlich verpestet noch Unrat, der Nachts auf die Straße gestellt wird, die Luft; worauf sich folgende Schilderung bezieht.

Kein Land auf der Welt führt einen so poetischen Namen (Blume) wie China, und mit sowenig Recht. Mit

dem Begriff der Blume verbindet sich zunächst der Sinneseindruck des Duftes. Wer zum erstenmal eine chinesische Stadt betritt, wird sich dem Geruch durch energische Isolirung der Geruchsorgane zu entziehen suchen. Was einem da aus Schlächter-, Fisch- und Gemüseständen, besonders aus den billigen Speisehäusern, in denen Hunde und Katzenfleisch das Menü bildet, bei Tag entgegen dunstet, wird nur noch durch den nächtlichen Geruch übertroffen, die den zum Abholen auf die Straße gestellten, nicht näher zu bezeichnenden Kübeln entströmt. Dagegen trägt China, sobald die Farbenpracht und Geruch der Blumen in Frage kommt, seine Bezeichnung mit Recht und Ehren.

2. Die Nahrung der Chinesen.

Diese ist sehr mannigfach; der gewöhnliche Mann ißt alles, was genießbar ist.

Man ißt dreimal des Tages, um 8, 12 und 5 Uhr, zur Zeit der Reispflanzung vier bis fünfmal; Arme begnügen sich mit 2 Mahlzeiten um 10 und 5 Uhr.

Des morgens ist Thee in Gebrauch, der Consum davon ist ein enormer und scheint er durch die Schädlichkeit des Wassers, das über die Reisfelder fließt, hervorgerufen zu sein. Der ärmere Mann betrachtet ihn jedoch als Luxus und begnügt sich mit einem Aufguß über Artemisia und Ribesblätter, die wild auf den Feldern wachsen, und ist dies sogar in den Theedistrikten zu beobachten. Theehäuser sind an den Landstraßen vielfach aus Mildthätigkeit errichtet, wo meist eine alte Frau den Reisenden unentgeldlich Thee verabreicht.

In den niederen und fischreichen Gegenden genießt der Arbeiter fast täglich Fische und ein bis viermal im Monat Schweinefleisch zu Reis. Zur Kost der Wohlhabenden gehören alle Fleischsorten, besonders das gebratene und gesalzene Fleisch der Schweine, Hühner und Enten. Im nördlichen China sind Rind- und Schöpfenfleisch Hauptnahrungsmittel, nebst Hirse, Mais und Weizen.

Eine Spezialität sind Bohnenkäse und Fadennudeln aus Weizenmehl. Aus Reis und Hirse wird eine Art Brantwein hergestellt, der in allen Schichten der Bevölkerung beliebt ist und warm genossen wird; er vertritt die Stelle des Weines.

Die strenggläubigen Buddhisten halten das Fleischessen für zu sinnlich, und das Rindfleischessen für undankbar gegen die guten Dienste, welche Büffel und Ochsen in der Landwirtschaft leisten.

Trunksucht ist im Allgemeinen nicht heimisch bei den Chinesen; dagegen herrscht das verderbliche Opiumrauchen, das in allen Klassen der Gesellschaft heimisch ist, trotz der ernstlichen Gegenanstrengung der Regierung. Opiumrauchen entnervt gleich Absinttrinken.

Das Tabakrauchen und -schnupfen ist verbreitet in China, die landesübliche Zubereitung sagt aber dem europäischen Geschmack nicht zu.

Abweichend von allen übrigen Asiaten genießt der Chinese seine Mahlzeit auf einem Stuhl sitzend und bedient sich statt der Gabel zweier Stäbchen aus Bambus oder Elfenbein, mit denen er aus den suppenartig bereiteten Gerichten alle feste Stückchen geschickt herauszufischen versteht.

Im Allgemeinen sind die Chinesen sehr mäßig im Essen und Trinken, besonders die Arbeiter, von denen man sagt: Daß sie Tage lang mit Graben beschäftigt seien und sich glücklich schätzen, wenn sie Abends einige Löffel voll Reis zu Essen haben und das Wasser, worin derselbe gekocht wurde, trinken können.

3. Die Kleidung der Chinesen.

Diese ist in den Provinzen verschieden, doch hat sie einen durchaus ständigen Zuschnitt und Bestandteile.

Jacke und Beinkleider wird im Allgemeinen getragen. Die Reichen tragen des Sommers Beinkleid, ein langes und weites Obergewand ohne Kragen mit weiten Aermeln, das aus Seide oder Leinwand besteht. Gewöhnlich hängt

es frei herab, wird aber auch durch einen seidenen Gürtel zusammen gehalten, woran der Fächer, ein gestickter Tabaksbeutel, eine Taschenuhr, ferner ein gestickter Beutel, welcher eine Dose, Feuerstein und Stahl, zuweilen auch ein Messer in einer Scheide und Eßlöffel enthält.

Als Kopfbedeckung tragen die Beamten im Sommer aus Bambusfäden gefertigte, kegelförmige Kappen, auf deren Spitze ein Knopf ist, der den Rang des Trägers anzeigt, sowie ein Büschel von karmosinroter Seide oder Pferdehaaren.

Die Landleute tragen im Sommer große schirmartige Bambushüte, eine Art Rohrgestelle, an welchen das Wasser bei regnerischer Witterung abläuft.

Im Winter tragen die niederen Volksklassen zwei und mehr baumwollene Kleider über einander, oder wattieren sie mit Baumwolleabfällen. Reichere kleiden sich in Tuch und Pelz.

Strümpfe, meist aus Baumwolle oder Seide gewebt oder aus Baumwollzeug zusammengenäht, werden allgemein getragen, schmiegen sich dem Bein nicht an, und werden unter dem Knie mit farbigen Strumpfbändern befestigt. Die Schuhe sind aus baumwollenem oder seidenem Ueberzug gefertigt und mit papierener oder lederner Sohle versehen. Reiche Leute tragen im Winter Schuhe von Tuch, Atlas oder Sammt. Der Landmann geht größtenteils barfuß, die Lastträger pflegen Sandalen von Stroh anzulegen.

Weiße Wäsche zu tragen und ebenso von weißem Tisch- und Bettzeug wissen die Chinesen nichts.

Die feineren Staatsanzüge sind außerordentlich kostbar und möglichst reich mit Seide und Gold bestickt, die Tressen sind jedoch vielfach falsch.

Der Zopf der Männer, der jetzt als ein wesentlicher Bestandteil eines echten Chinesen angesehen wird, ist übrigens keine alte Kleidungssitte, sondern erst durch das jetzige Herrscherhaus eingeführt worden. Vor dem vierzigsten Lebensjahr einen Schnurrbart, und vor dem sech-

zigsten Jahr einen weiteren Bart zu tragen, ist gegen die Landessitte.

Eine weitere Seltsamkeit der Chinesen sind die langgezogenen Nägel an der linken Hand.

Die Frauenkleidung ist ähnlich wie die der Männer, nur von größerer Länge und Weite. Schleier tragen die Chinesinnen nicht. Augenbrauen, Wange und Lippe werden geschminkt. Das Haar wird, je nach Geschmack, bei den Verheirateten in allerlei künstlichen Formen geordnet, mit Gold- und Silbernadeln, mit Goldplättchen und Perlen, sowie mit natürlichen und künstlichen Blumen geschmückt. Die Unverheirateten lassen es in langen Zöpfen herabhängen.

Der zuerst 934 n. Chr. aufgekommene Gebrauch, die Füße der Kinder weiblichen Geschlechts durch feste Einwickelung am Wachstum zu verhindern, daß er mit Schuhen bekleidet, wie ein Huf erscheint, und zum ordentlichen Gang seine Fähigkeit verloren hat, ist keinenfalls allgemein, und kommt bei den dienenden und den niederen Klassen des Volkes nicht vor.

4. Die Ehe in China.

Die Feststellung der Ehe als Staatsinstitut soll schon von Fu-hi, dem ersten Kaiser der halbmytischen Periode, herrühren und werden ihm mehrere noch jetzt bestehende Gesetze zugeschrieben, wie z. B. die, daß kein Mann eine Frau gleichen Familiennamens heiraten darf. Ursprünglich bestand das ganze Volk aus 100 Sippennamen.

In der Ehe ist die Frau ihrem Manne zur Unterwürfigkeit, Treue und Gehorsam verpflichtet; die Ehe trägt in sofern einen ernsten und strengen Karakter; gleichwohl ist die Frau aber keinenfalls eine rechtlose Sklavin des Mannes, sondern ist in gesicherter und festgestellter Stellung. Auch die Kinder beweisen ihrer Mutter dieselbe Liebe, Verehrung und denselben Gehorsam wie ihren Vätern.

Bleibt die Frau während einer Reihe von Jahren

unfruchtbar, so darf der Mann eine oder mehrere Nebenfrauen nehmen, die aber der eigentlichen Frau untergeordnet sind, bis sie nach der Geburt eines Sohnes, der ersten Frau mehr zur Seite tritt. Von den Nebenfrauen des Kaisers wurde auf Seite 26 das Nähere gesagt.

5. Familienleben in China.

Für das häusliche und gesellige Leben bildet die Gestaltung des Familienlebens den Grundzug. Im vollsten Sinne des Worts ist der Hausvater Hausherr über alle Glieder seiner Familie; er ist aber auch mit verantwortlich für ihre Vergehen und wird bestraft, wenn ein Familienmitglied sich eines Verbrechens schuldig macht. Die Mutter teilt alle Ehren, welche dem Vater zu teil werden und muß, wenn sie Wittwe wird, vom Sohne zeitlebens erhalten werden.

Die Verheiratung der Kinder liegt ganz in den Händen des Vaters. Die Verlobungen werden durch Unterhändler zwischen den beiderseitigen Eltern abgemacht. Die Verlobungen erfolgen schon häufig im Kindesalter, man hat schon Fälle kennen gelernt, daß wenige Tage alte Mädchen mit noch ungeborenen Knaben feierlich verlobt wurden.

Der Eintritt in das Jünglingsalter wird bei den Knaben von 12—15 Jahren durch die Mützenverleihung gefeiert, bei Mädchen gilt als entsprechendes Zeichen die Schmückung des Kopfputzes mit der Nadel.

Die Verheiratung des Mannes findet schon früh statt, weil er, um eine Frau zu erhalten, keinen selbständigen Erwerb zu haben braucht, indem die Frau mit ihm in das Hauswesen seiner Eltern eintritt; bei den Armen hilft die Frau tüchtig in der Wirtschaft mit. Nach der Hochzeit kehrt die junge Frau auf einige Tage ins elterliche Haus zurück. Der Gehorsam, welchen die Frau ihrem Manne und zugleich dem Vater und der Mutter desselben schuldig ist, kennt keine Ausnahme.

Scheidung ist zulässig; die Sitte erlaubt sogar, daß der Mann seine Frau mit ihrer Zustimmung einem anderen Mann als sein Weib verkaufen darf.

Wiederverheiratung ist nur den Männern gestattet; Frauen geben sich zuweilen beim Tod ihres Mannes unter großen Zeremonien durch Gift den Tod.

Man wünscht sich Söhne; der Unsitte der Tödtung (Ertränkung) und Aussetzung neugeborener Mädchen, welche nach früheren Berichten unter den unteren und mittleren Stände oft vorgekommen sein soll, wenn die Eltern zu arm, um eine große Anzahl Kinder zu ernähren, ist durch die Einrichtung von Findelhäusern, die als Wohlthätigkeitsanstalten durch Subskription seitens der Wohlhabenden erhalten werden, entgegen gearbeitet worden.

6. **Oeffentliche Festlichkeiten und Schaugepränge**

sind allgemein beliebt und geben die öffentlichen Feste, wie Neujahrstag, das Fest der Drachenboten, das Laternenfest, das Fischerfest 2c. Veranlassung zur allgemeinen Freude und Heiterkeit.

Das Spazierengehen ist dem Chinesen kein Bedürfnis, dagegen sieht man häufig Erwachsene einen Lieblingsvogel stundenlang spazieren tragen.

Das Ballspiel ist beliebt, wobei der Ball an der Erde mit den Füßen hin und her gestossen wird; sonst sind keine Leibesübungen im Gebrauch, außer beim Militär.

Das Schachspiel ist bei den Chinesen seit urdenklichen Zeiten im Gebrauch, weicht aber vom indischen und abendländischen ab. Die Neigung zum Hazardspiel ist allgemein vorhanden.

Mechanische Spielereien mit überraschendem Effekt sind sehr beliebt, und vertreiben sich Kinder und Erwachsene die Zeit damit; auch sieht man Gaukler aller Art sehr gern.

Das Steigenlassen von Papierdrachen in allerlei Gestalt ist eine besondere Belustigung für Groß und Klein. Nach chinesischen Berichten soll der berühmte General „Hansi“ 206 v. Chr. die Papierdrachen erfunden haben.

In der Kunst des Feuerwerks leisten die Chinesen Bewunderungswürdiges und zuweilen Unerklärliches.

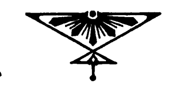
7. Die Leichenbestattung in China.

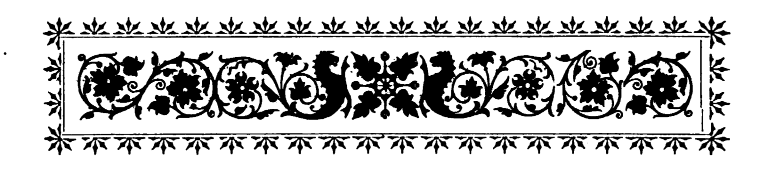
Die Zeremonien sind sehr zahlreich bei derselben. Arme werden ohne Pomp bestattet und meist schon am dritten Tag; bei Reichen steht die Leiche wohl 40 Tage und länger in wohlverkitteten Särgen über der Erde.

Männer werden in kostbare Seidenstoffe gekleidet, Frauen in weiß und Silber. Der Todtensarg wird in feierlichem Zug zum Begräbnisplatz geleitet und, nachdem die bösen Geister ausgetrieben sind, in die Erde gesenkt. Die Gräber werden öfters im Jahr verziert, wobei Opfer dargebracht werden.

Die Trauerzeit für Vater und Mutter ist 3 Jahre, sie wird aber gewöhnlich auf 27 Monate abgekürzt, doch dürfen die Kinder erst nach 3 Jahren heiraten. Die Trauerfarben sind weiß, blau und aschgrau.

Der Nachlaß gehört den Söhnen gemeinsam, die Ahnentafel bleibt aber im Gewahrsam des ältesten, der oft auch doppelten Anteil bekommt.





VI. Kapitel.

Geschichte von China.

In kurzem ist folgendes darüber zu berichten. Im ganzen haben, die gegenwärtige mit eingerechnet, 22 Dynastieen bestanden, und wurden jeweils durch deren Wechsel wenigstens eben so viele Staatsumwälzungen, bei denen meistens viel Blut vergossen wurde, hervorgerufen. Immerhin wollen wir doch einige Einzelheiten von diesem alten Kulturstaat und den bemerkenswertesten Dynastieen anführen. Die ganze Geschichte besteht leider, gleich wie bei den anderen Völkern, meistens aus Kriegs- und Herrschergeschichte und für das Volk viel Leidensgeschichte.

Die Geschichte von China zerfällt in eine gänzlich mytische, eine halbmytische und eine historische.

1. Die ganz mytische Geschichte.

Die erste Periode beginnt mit dem Aufhören des Chaos und der Scheidung von Wasser und Festland, wovon nichts näheres bekannt und deshalb ohne Interesse.

2. Die halbmytische Geschichte.

Diese bezieht sich auf die 5 Wahlfürsten, unter denen Fu-hi, Sin-ang und Hevang-ti als die ersten Grundleger

des Staats, die Erfinder des Ackerbaues, der Seidenzucht, der Schrift und der Ehe gelten. Es sind dies wohl nur als Entwicklungsphasen zu betrachten.

Die Aufzeichnungen der chinesischen Schriftsteller gehen zurück bis 2597 v. Chr., aber selbst die Geschichte der ersten großen Dynastie „Hia" 2205—1766 v. Chr. ist noch unsicher und halb mytisch.

In den Bambusbüchern ist auch eine Sintflut verzeichnet, die im Jahre 2284 v. Chr. stattgefunden haben soll, demnach 184 Jahre früher, als die in der Bibel angeführte.

3. Historische Geschichte von China.

Erst von der III. Dynastie des „Tscheu" (1123—246 v. Chr.) sind genauere und zuverlässigere Nachrichten vorhanden. Das älteste Geschichtswerk, das noch teilweise vorhanden ist, der „Schu-king", der von Confucius (Konfutse) im 6. Jahrhundert v. Chr. zusammengestellte „Leitfaden der Aufzeichnung" beginnt mit „Yao" 2356 v. Chr. und geht bis zum König „Sching" (gest. 718 v. Chr.)

In die Periode der III. Dynastie fällt die Entwickelung des Feudalwesens. In der Mitte des Reichs lag die kaiserliche Domaine von 444 km Umfang, daher der Name „Tschungkue" (Reich der Mitte). An diese Domaine reihten sich die Lehnsgüter an, der dem Kaiser zu Diensten und Abgaben verpflichteten Vasallenfürsten in Abstufungen von 15—45 km Größen. Alle Regenten dieser Dynastie haben das Prädikat „Wang".

(Das Lehenswesen war demnach zur Zeit schon so ausgebildet, wie es die germanischen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung in Frankreich 2c. einführten, und wovon noch in Deutschland kleine Ueberreste vorhanden sind.)

Unter der Regierung des „Sing-Wang" wurde „Konfucius" 552 v. Chr. geboren und dessen berühmter Schüler „Mengtse" oder Mencius 372 v. Chr.

4. Die IV. Dynastie Tsin (246—206 v. Chr.)

Von den Vasallenfürsten hatte sich der König Tsching von Tsin, 325 v. Chr., unabhängig gemacht und stürzte er 246 v. Chr. den altersschwachen Thron der Tscheu, und damit war der chinesische Feudalstaat zerbrochen und begann die absolute Monarchie.

Der Begründer dieser Dynastie setzte seine Alleinherrschaft an Stelle des Willens der Feudalherrn, dehnte das Reich bis ans Meer aus, widerstand siegreich den Tartaren, erbaute, nach anderen vollendete er zur Abwehr ihrer Einfälle die bekannte chinesische Mauer. Die Einzelstaaten wurden unter dieser Dynastie zu einer politischen Einheit verschmolzen, weshalb dann überall Unruhen ausbrachen.

Seine absolutistische Regierungsweise fand starke Opposition seitens der Gelehrten, namentlich aber von den Anhängern der Lehre Konfucius, in Folge dessen er 460 Gelehrte verbrennen ließ und die Vernichtung aller Bücher im ganzen Reiche, an erster Stelle aber diejenigen von Konfucius, befahl. Hierdurch ging auch ein großer Teil des von Konfucius verfaßten „Schu-king“ verloren. An den Namen dieses Fürsten heftet sich deshalb bis auf den heutigen Tag in China ein Fluch. Unter seinem Sohn zerfiel das Reich wieder.

5. Die V. Dynastie „Lieu Pang“, 202 v. Chr. bis 223 n. Chr.

Der Fürst des Distrikts „Hang“ gründete dieselbe nach mehr als siebenjährigem Kampf. Derselbe einte das Reich wieder, auch wurden die Südprovinzen sammt der Insel Haiman einverleibt. Nord-Korea wurde 109 v. Chr. erobert und wurden die Grenzen des Reichs, nach Beseitigung der „Hiungun“, in der heutigen Mongolei, über Zentralasien, bis zum heutigen Russisch-Turkestan ausgedehnt. Die Grenzen von China rückten nahe an das römische Reich heran. In diese Zeit fiel

die angebliche römische Gesandschaft 166 n. Chr. Die Folge war ein bedeutender Aufschwung der Kultur und der Handelsverkehr vermehrte sich.

Unter dem Regent „Ming-ti", bereits 58—76 n. Chr., drang die Religion des Buddhismus ein und faßte bis zum 3. Jahrhundert n. Chr. bald festen Fuß beim Volk.

In der letzten Zeit dieser Dynastie brachen Empörungen aus und China zerfiel wieder in drei unabhängige Reiche (233—265), der „Heuhan", der „Wei" und der „Wu", die sich gegenseitig bekriegten.

6. Die Dynastie „Tsin" (265—419).

Der Stifter dieser Dynastie vereinte das chinesische Reich wieder mit Waffengewalt und nahm den Kaisertitel an. Seine Macht war aber nur von kurzer Dauer, neben- und nacheinander traten 17 Nebendynastieen auf. Unter dieser Dynastie eroberten die Türken einen Teil von China und gründeten ein eigenes Reich.

7. Die XI. Dynastie der Thang (618—906).

Bei den dazwischen liegenden Dynastien ist nur über Kriege zu berichten, wodurch China geeint und wieder getrennt wurde.

Unter dieser Dynastie Thang war einer der größten Fürsten „Tai-schung" (627—650) und erfreute sich China unter ihm großer Macht und Blüte, auch wurden alle verloren gegangenen Gebietsteile wieder erobert. Die Zeit bis 756 war eine glänzende; von da ab folgten aber innere Kriege, durch welche Tataren ins Land gezogen wurden, wo dann im Süden Tongking (die heutige französische Kolonie) dem Reiche verloren ging.

Im Jahre 757 kamen Araber nach Südchina; trotzdem blüte die Wissenschaft; so wurde auch die Erfindung des Holzdrucks, welche in diese Zeit fällt, der Verbreitung der Litteratur unendlich förderlich.

Die Zeit von 619—906 ist die größte Blütezeit Chinas. Gesandte von Persien, von den Patriarchen von Bethlehem, vom Chalifen Othman und andere erschienen am chinesischen Hofe, das Christentum zog ein, Künste und Wissenschaften nahmen einen großen Aufschwung.

Das Reich zerfiel aber wieder in verschiedene Reiche, fast jede Provinz hatte ihren eigenen unabhängigen Regenten.

8. Die XVIII. Dynastie oder die II. Dynastie der Sung. (860—1280.)

Das unzufriedene Heer wählte seinen Feldherrn Tschaukam-jiu zum Kaiser, welcher der Stifter dieser Dynastie wurde. Seine Siege über den Tataren Kitan, der im Norden des Reichs selbständige Fürstentümer gegründet hatte, verhalfen ihm auf den Thron.

Unter dieser Dynastie schrieb „Ssennkuang" (1018—1086) seine Geschichte.

Die zurückgedrängten Fürsten so auch die Tibetaner blieben unter dieser Dynastie nicht ruhig, im ganzen waren aber die Kämpfe glücklich, bis 1127 der Kaiser „Kintsung" sammt seiner Familie von dem tungusischen Volk der Kin gefangen genommen und fortgeführt wurde.

Der Kaiser „Ning-tsung" schloß im Jahre 1195 ein Bündnis mit dem Mongolen „Dsingis-Chon" um den zweiten Kaiser „Schutschi" zu stürtzen, was auch gelang. Nun aber kehrten die Mangolen ihre Waffen selbst gegen China und wurden die Herrn dieses Reichs auf eine Reihe von Jahren.

9. Die Mongolenherrschaft in China (1280—1367.)

Unter dem Krieger Dsingis-Cham, mehr noch unter seinem Sohn und seinem Enkel „Chubilai-Chan" machten

die Mongolen*) reißende Fortschritte gegen die Kin im Norden und Nordosten Chinas, so daß die Dynastie „Sung" allmählich weiter nach Süden gedrängt und der Hof des Kaisers „Kartsug" von Peking nach Nanking und dann nach Hanschou verlegt werden mußte.

Im Jahr 1215 bemächtigten sich die Mongolen „Pekings" und war „Kublai" schon 1260 faktisch Herrscher von China. Den Beginn der „mongolischen" Dynastie, der XIX. chinesischen Dynastie datiren chinesische Gerichtsschreiber vom Jahr 1280 (bis 1367). „Kublai" nahm seine Residenz in dem heutigen Peking, wo ihn der berühmte venetianische Reisende „Marco Polo" traf und Manches über die damaligen Zustände berichtete.

Die Eroberer eigneten sich die Institutionen des unterjochten chinesischen Volkes an; gegen Ende ihrer Herrschaft gelangten auch wieder Chinesen zu Würde und Aemter. Durch religiöse Duldung zeichnete sich die mongolische Dynastie aus.

Unter dem Kaiser „Schänti" (1333—67) waren Zwistigkeiten unter den Mongolen ausgebrochen, diese benützte der Bonze (Buddhistischer Priester) „Tschujnatschang", 1355 als Parteigänger aufzutreten. Er fand Anhang und stellte sich an die Spitze einer Empörung in Kianguan und unterwarf sich einige südliche Provinzen. Die Mongolen hatten ihren Kaiser abgesetzt, worauf er über die unter sich uneinig gewordenen Rebellen siegte, überschritt dann den gelben Strom, nahm Peking ein, vertrieb schließlich die Mongolen nach der Tatarei, wo sie sich das Reich Halke gründeten.

Bemerkt sei noch, daß Chublian den Bau von Straßen und Kanälen beförderte, und daß sein prächtiger

*) Es ist derselbe Volksstamm, der verheerend in Rußland, Ungarn, Polen, Schlesien 2c. eindrang, und am 9. April 1241 eine Schlacht auf der Ebene von Wahlstadt bei Liegnitz, gegen das vereinte Heer der deutschen Ritter, Schlesier und Polen schlug und dabei Sieger blieb. Die Mongolen hatten aber auch so große Verluste erlitten, daß sie keine Lust verspürten, nach Westen weiter vorzudringen und zogen sich gegen Mähren und Ungarn zurück.

Hofstaat, den er zu Peking hielt, Gelehrte aus aller Herren-Länder herbeizog, wie sein Privatsekretär, der Venetianer Marco Polo, der 18 Jahre in China lebte, berichtete. Derselbe gibt auch Auskunft, in welch ausgedehnter Weise der Groß-Chan Papiergeld anfertigen lies. (China hatte schon 500 Jahre zuvor Papiergeld.) In seinem Reisebericht sagt er:

„In dieser Stadt (Residenzstadt Peking) ist die Münzstätte so eingerichtet, daß man sagen kann, der Großherr verstehe Alchymie vollkommen. Und mit diesen Papieren, die so angefertigt sind, wie ich Euch gesagt habe, läßt er alle Zahlungen leisten und sie in allen Provinzen, Ländern und Reichen ausgeben, die er beherrscht, und Niemand wagt sie zurückzuweisen, da Todesstrafe darauf gesetzt ist. Auch kann ich Euch versichern, daß mehreremale im Jahre die Kaufleute alle möglichen Sachen beischaffen, welche mehr als 400,000 Bizantiner wert sind, und der Großherr läßt sie alle mit solchen Papieren auszahlen. Und weiter sage ich Euch, daß mehreremale im Jahre der Befehl ausgeht, daß alle Diejenigen, welche Steine und Perlen, Gold und Silber haben, sie in die Münzstätte bringen sollen, und sie thun es und bringen solches in unermeßlichem Ueberflusse und werden alle mit Papier bezahlt, und auf diese Weise besitzt der Großherr alles Gold und Silber, alle Perlen und kostbaren Steine aller seiner Länder“.

Diese weitgehende Durchführung von Papiergeld geschah nicht etwa um dem Mangel an Zahlungsmitteln abzuhelfen, sondern nur zu dem Zwecke, um sich vorsorglich in Besitz von Gold und Edelsteinen seiner chinesischen Unterthanen zu setzen, um es mit nach der Mongolei nehmen zu können, im Falle seine Herrschaft in China bald ihr Ende erreicht hätte.

Auch andere Monarchen haben sich in dieser Beziehung schon als sehr vorsichtige Leute bewiesen. Die amerikanische Presse hat wiederholt auf die Thatsache hingewiesen, daß sich unter den Grundeigentümern New-Yorks

und anderer Städte eine große Anzahl europäischer Fürsten und Expotentaten befinden. So bezieht z. B. die Ex-Kaiserin Eugenie jährlich 8000 Pfund St. aus ihrem Grundeigentum an der Wallstraße in New-York, der Herzog von Nassau hat 200,000 L. in der Alleestraße angelegt, welche ihm 10 % einbringen. Die Königin Viktoria soll aus ihrem Grundeigentum am Broodway jährlich 80,000 Pfund beziehen; der König von Schweden hat für eine halbe Million Grundeigentum; der Großfürst Alexis von Rußland hat ein großes Hotel ebendaselbst gekauft 2c.

Diese Mitteilung ist durch die Tatsache zu vervollständigen, daß die Mehrzahl der europäischen Fürsten, namentlich deutsche, ihr Privatvermögen in amerikanischen Staatspapieren angelegt oder in amerikanischen Banken deponirt haben. Wir finden, daß die Fürsten recht vorsichtige Leute sind, welche die amerikanische Republik für fester stehend betrachten als ihre eigenen Monarchien.

10. Die XX. Dynastie Ming 1368—1644.

Durch Klugheit und Mäßigung erwarb sich der frühere buddhistische Priester Tschujnatschang die allgemeine Liebe in dem Maß, daß er selbst den Thron besteigen konnte, wo er den Namen „Taitsu" annahm. Er war der Stifter der XX. Dynastie der „Ming", die von 1368—1644 den Thron inne hatte. Die im wesentlichen jetzt noch geltende Regierungsform wurde damals ausgebildet. Unter ihrer meistens kräftigen Regierung beschränkte sich das Reich auf das eigentliche China, die mongolischen Fürsten behaupteten sich in der Mongolei.

Unter dem Kaiser „Schin-tsung" (1773—1619) fing ein bis dahin kaum gekannter tungusischer Volksstamm (die jetzigen Mandschu-Tartaren) an, China gefährlich zu werden. Man hatte denselben erlaubt, sich in der Provinz Liatung nieder zu lassen, und als die Chinesen

sie wieder vertreiben wollten, widersetzten sie sich nicht nur, sondern machten sich selbst zum Herrn der Provinz, wo ihr Anführer den Titel als Kaiser annahm.

Im Innern von China entstand eine Empörung, wo die aufständige Partei die Mandschu zu Hilfe rief; die Rebellen näherten sich der Hauptstadt Peking und die Mandschu eroberten sie. Durch den freiwilligen Tod des Kaisers erreichte die Dynastie „Ming" ihr Ende.

11. Die Dynastie Tsing 1640 bis heute herrschend.

Der Anführer der Mandschuren, Schuntschi, (1640 bis 62) machte sich zum Herrn von China, er war der Stifter der heute noch (in einer Nebenlinie) herrschenden Dynastie „Tsing". (Die Mitglieder der kaiserlichen Familie sind demzufolge nicht von chinesischer Abstammung, sondern Mandschu-Tartaren).

Unter der Regierung „Schuntischi" knüpften die Russen Handelsbeziehungen mit China an, auch gewannen die Jesuiten eine immer größere Ausbreitung. Schuntischi hatte selbst von dem berühmten deutschen Jesuiten „Adam Schall" (aus Köln) Unterricht genossen und räumte er diesem einen größeren Einfluß auf sich und seine Regierung ein.

Sein Sohn, der ihm (1662—1722) auf dem Thron folgte, unterwarf sich die Mongolen, Tibet und Formosa. Er duldete nicht nur die katholischen Missionen, sondern war auch ein besonderer Freund und Begünstiger der Jesuiten, die ihn selbst in der Mathematik und Astronomie unterwiesen.

Anders kam es unter der Regierung von dessen Sohn (1722—1735), der sich aus politischen Gründen als Feind des Christentums zeigte, und die Christen wurden bis zu seinem Tod hart verfolgt.

„Kan-tsung", der 1736—1796 herrschte, war einer der bedeutendsten Fürsten Chinas. Er betrieb historische und philosophische Studien; die Sammlung in Peking

enthält 372 Bücher von seiner Poesie. Aus der Litteratur ließ er eine Auswahl der vorzüglichsten Werke zusammenstellen, es wurde ferner eine große Beschreibung Chinas mit Karten und anderen nützlichen Werken herausgegeben.

Durch Eroberung von Ost-Turkestan und die Tsungarei breitete er sein Reich weit nach Westen aus, unterwarf sich vollends Tibet, führte aber 1758—69 unglückliche Kriege mit den Birmanen.

Aus politischen Gründen stand er dem Christentum ebenso feindlich gegenüber, wie sein Vater, und es fand von 1746—84 eine harte Verfolgung sowohl der chinesischen Christen, als auch der europäischen Missionäre statt.

Unter „Schontsung" (1796—1820) war das chinesische Reich nicht glücklich. Der nur teilweise unterdrückte Aufstand der Miao-tze brach von neuem aus und es gelang dem Kaiser nur dadurch dieses Gebirgsvolk zu beruhigen, daß er ihren Häuptlingen große Geldsummen spendete.

Ein weitverbreiteter Aufstand von geheimen Gesellschaften, welche die verschiedensten Namen, wie „zur weißen Wasserlilie, zum reinen Thee, Dreieinigkeitsbund, oder die Gesellschaft der vereinten Drei (Himmel, Erde und Mensch") führten, hatten das Bestreben, die fremde Dynastie (der „Mandschu") zu beseitigen und die vorhergehende Dynastie der „Ming", wieder auf den Thron zu bringen, wodurch ein achtjähriger Bürgerkrieg hervorgerufen wurde.

Ein weiteres Unheil reihte sich diesem an. Die Seeräuberei hatte sich so stark entwickelt, daß die Zahl der Seeräuber nach und nach auf 70000 Mann angewachsen war, die 800 Dschunken und 1000 Boote hatten und der Küstenschifffahrt und den Strandbewohnern vielen Schaden zufügten. Die Kriegsmarine der kaiserlichen Regierung war aber so schwach, daß sich die Regierung dazu genötigt sah, die einflußreichsten Führer der Seeräuber durch große Geldgeschenke zu gewinnen.

Erst im Jahr 1810 hörte die Unsicherheit an den Küsten wieder auf.

Verschiedene Anschläge gegen das Leben des Kaisers fanden statt, wo man die katholischen Priester für Verbündete der geheimen Gesellschaften hielt, weshalb ihnen der Aufenthalt in den Provinzen bei Todesstrafe untersagt wurde; nur wenigen gestattete man in ihrer Eigenschaft als Hofastronomen und Redakteure des Staats- und Regierungskalenders in Peking zu verbleiben.

In Folge von Ueberschwemmung und Mißwachs litt China durch Hungersnot. Darin erkannte das Volk den Zorn der Gottheit über die schlechte Regierung seines Fürsten und die Erbitterung wurde immer heftiger und allgemeiner. Seine Grausamkeit steigerte sich dadurch und machte ihn für seine nächste Umgebung ebenso verhaßt als gefürchtet. Man vermutet daher, als der Kaiser am 2. September 1820 auf einer Jagd in der Tatarei starb, daß sein Tod kein natürlicher gewesen sei.

Sein zweiter Sohn „Mienning", welcher den Regententitel Tra-kwung führte, der von 1820—50 regierte, war den schwierigen und verwickelten Verhältnissen nicht gewachsen. Ebenfalls dem Christentum abhold, verbannte er 1828 die als Hofastronomen in Peking angestellten Missionäre. Das wichtigste Ereignis seiner Regierung, auf das etwas näher eingegangen werden soll, war:

12. Der sogenannte Opiumkrieg, den England mit China führte.

Die Ursachen des Krieges, welcher von 1840—42 geführt wurde, waren folgende:

Die englisch-ostindische Kompagnie, zu deren Monopolen auch der Handel mit China gehörte, hatte schon seit 1720 mit diesen in Handelsbeziehung gestanden und hiervon großen, stets wachsenden Vorteil gezogen.

Eine privilegirte chinesische Handelsgesellschaft (die sogenannten „Hong"), hatten ihren Sitz seit 1757 in

Kanton, wo später auch Frankreich, Oesterreich, Holland und Dänemark Handelsverbindungen errichteten. Die Stellung der Europäer in China war wenig geehrt, sie war mit mancherlei drückenden Beschränkungen ihrer persönlichen Freiheit verbunden.

Am 7. April 1834 hörte das „Monopol" der englisch-ostindischen Kompagnie auf, der Handel mit China wurde frei, es war den anderen Bewohnern Englands von da ab auch gestattet, mit China Handel zu betreiben. Durch den Zuzug von neuen Handelsfirmen entstanden allerlei Schwierigkeiten, in erster Reihe wollten die Chinesen die weiteren Niederlassungen von fremden Handelsfirmen nicht genehmigen. In Folge dessen wurde Lord „Napier" mit Kriegsschiffen nach China beordert, welcher am 15. Juli 1834 in Macao landete, um als Oberaufseher des chinesisch-englischen Handels sowie alle die Verhältnisse der Engländer in Kanton zu ordnen, zugleich auch die Gerichtsbarkeit über die Engländer auszuüben. Diesen von England eigenmächtigen Anordnungen in ihrem Lande widersetzte sich die chinesische Regierung und die Handelsbeziehungen wurden abgebrochen, später aber wieder hergestellt.

Der wichtigste und gewinnbringendste Artikel der englischen Einfuhr in China war schon seit lange das Opium, dessen Gebrauch in der Form des Rauchens bei der chinesischen Bevölkerung, namentlich der Küstenbevölkerung, immer allgemeiner geworden war. Die chinesische Regierung hatte, um ihre Unterthanen vor dem verderblichen Genuß des Opiums zu bewahren, schon seit dem 18. Jahrhundert Maßregeln zur Bekämpfung des Gebrauchs von Opium getroffen, wodurch aber ein immer großartigerer Schmuggelhandel erzeugt wurde, welchen die englisch-ostindische Regierung auf alle mögliche Weise begünstigte. (Angeblich wegen der Mohnkultur in Indien). Die Einfuhr von Opium hatte sich 1836 auf 25 Millionen Mark beziffert.

Der Opiumschmuggelhandel wurde immer offener betrieben. Da beschloß der Kaiser „Tarkwang“, dem Opiumhandel mit einem Male ein Ende zu machen; der nach Kanton gesandte Gouverneur „Lui“ forderte am 13. März 1839 die Auslieferung alles am Bord der englischen Schiffe und in Magazinen befindlichen Opiums und machte bekannt, daß die Einfuhr von Opium für alle Zukunft bei Todesstrafe verboten sei.

Der englische Bevollmächtigte konnte nicht verhindern, daß der Faktoreibezirk Kanton förmlich in Blokadezustand versetzt wurde, weshalb er die Kaufleute in Kanton aufforderte, alles in ihrem Besitz sich befindliche Opium sogleich an ihn abzuliefern, um es der chinesischen Regierung zu übergeben. In Folge dessen wurden 20263 Kisten Opium im Wert von 2500000 Pfd. Sterling den chinesischen Behörden überliefert und verbrannt.

Als die Engländer noch einen Landsmann von ihnen, der in einem Streit einen Chinesen getödtet hatte, auszuliefern sich weigerten, wurde den Chinesen der Verkauf von Lebensmitteln an Engländer verboten. Notgedrungen verließen die Engländer Kanton und begaben sich auf ihre Schiffe vor Hongkong. (Hongkong ist eine kleine Insel Macao gegenüber östlich an der Bucht von der Kantonstraße. Im Friedensschluß wurde sie den Engländern überlassen nebst 26 Millionen Dollar Kriegsentschädigung).

Neue Streitigkeiten folgten, wo dann der sogenannte Opiumkrieg entstand, wobei die Chinesen den kürzeren zogen. Admiral „Elliot“ kam am 28. Juni 1840 vor Kanton an und blokirte den Tigrisfluß, bemächtigte sich am 5.—6. Juli der Insel Tschou-schang, besetzte deren Hauptstadt Ting-hai, zerstörte „Amoy“ ꝛc. In Folge dessen machte sich die chinesische Regierung laut eines Uebereinkommens vom 20. März 1841 verbindlich, binnen einer Woche 6 Millionen Dollar zu zahlen, wovon auch bis zum 1. Juni 5 Millionen gezahlt

wurden und die entstandenen Verluste von den englischen Kaufleuten rc. sollten innerhalb 6 Wochen erstattet werden. Die chinesische Regierung zögerte aber mit der gänzlichen Erfüllung und war das Benehmen derselben überhaupt sehr verdächtig.

Am 8. August 1841 kam Sir „Henri" mit einer weiteren Anzahl von Transportschiffen und 2000 Mann Landungstruppen aus dem Mutterlande an, wobei er neuerdings eine förmliche Kriegserklärung erließ. Die englische Flotte bestand aus 35 Kriegsschiffen, 6 bewaffneten Transportschiffen, 19 Dampfbooten und 50 Transportschiffen.

Nachdem die Engländer mehrere Hafenstädte erobert hatten, kam am 29. August 1842 ein Vertrag zu Stande, wonach sich China verbindlich machte: In 3 Jahren 21 Millionen Dollar zu zahlen, die Häfen Kanton, Amoy, Futschou, Ningpo und Schanghai dem britischen Handel zu öffnen, britische Konsularagenturen daselbst zuzulassen und regelmäßige und billige Tarife der Ein- und Ausfuhrzölle, sowie auch Transitzölle für das innere Land festzusetzen. Die Insel Hongkong wurde für alle Zeiten an England abgetreten. Das Monopol der „Hong-Kaufleute" erlosch mit dem 27. Juli 1843.

Die Engländer haben den Chinesen die Wohlthat (?) mittelst Opium die Volksseele zu vergiften und sich den Körper zu ruinieren, mit der Waffe in der Hand aufgedrängt. Fürwahr! Hier haben sich die Engländer als ganz erbärmliche Krämerseelen gezeigt.

13. Der Kaiser Hien-föng (1851—61).

Am 25. Februar 1850 starb der Kaiser „Taokuang", ihm folgte sein 19 Jahre alter 4. Sohn mit dem Titel „Fülle des Segens". Seine Regierung wurde mit einer Reihe von Maßregeln zur Herstellung der früheren Abschließung des Reichs gegen die Fremden eingeleitet; doch wurden diese Pläne zurückgedrängt durch innere Revolutionen.

In seine Regierung fiel auch ein zweiter, für China höchst ungünstiger Krieg mit den europäischen Mächten, den wir gleich anreihen wollen, obgleich die Taiping-Revolution ihren Anfang früher nahm. Zur Zeit, als England und Frankreich mit der chinesischen Regierung zu Peking den Krieg begann, war der Aufstand schon zu einer solchen Höhe entwickelt, daß die Mandschu-Dynastie zu Peking alle verfügbaren Truppen aufbieten mußte, um ihre Herrschaft in den ihr noch verbliebenen Provinzen dem „Gegenkaiser" gegenüber aufrecht zu erhalten; es standen ihr deshalb für den Krieg mit England und Frankreich nur unbedeutende, ungeübte, zusammengeraffte Truppen und ungenügendes Kriegsmaterial zu Gebote.

14. Veranlassung zum Krieg von seiten Englands und Frankreichs mit China (1856—1860).

Auf Antrag der chinesischen Regierung wurden die 5 Häfen, die sich England bei dem Friedensvertrag ausbedungen hatte, auch anderen Nationen, um Handel betreiben zu dürfen, freigegeben; wo dann die Vereinigten Staaten Nordamerikas am 3. Juli 1843, Frankreich am 23. Oktober 1844 und noch andere Staaten nach diesen Handelsverträge mit China abschlossen.

Der Vertrag zwischen Frankreich und China wiederholt die Artikel des englischen Vertrags, enthielt aber noch den Zusatzparagraph: — daß allen Chinesen die Annahme des Christentums gestattet sei. — Dieser Toleranzartikel führte zu manchen Reibereien, mehr noch aber als dieser verursachte der Haß des Volkes gegen die Fremden. Derselbe steigerte sich derart, daß er sich in Aufständen Luft machte; die Bevölkerung wiedersetzte sich vielfach gegen die Zulassung der Fremden. Die mit den beiden Mächten, England und Frankreich abgeschlossenen Verträge widerstritten sowohl den Gefühlen der chinesischen

Bevölkerung im Allgemeinen, als auch den persönlichen des Kaisers.

Anlaß zum Bruch boten die Ermordung eines katholischen Missionars (Juni 1856); die Beschlagnahme eines chinesischen Fahrzeugs, das früher englische Schiffspapiere und englische Flagge geführt hatte (8. Okt. 1856) und die Gefangennahme von 12 Matrosen, die der Piraterei verdächtig waren, von seiten Chinas.

15. Beginn des Krieges.

Als von Seiten der chinesischen Regierung für ihr Vorgehen die dafür geforderte Genugthuung ausblieb, besetzte der englische Kontreadmiral „Seymor" die Forts der Bocca Tigris und beschoß am 28./29. Oktober, sowie am 1. 3. und 14. November 1856 die Stadt Kanton, die zum Teil in Asche gelegt und zerstört wurde; auch der Palast des Vicekönigs „Yeh" wurde beschossen. Die Streitkräfte genügten aber nicht, um energisch vorzugehen, weil in Folge des indischen Aufstandes dieselben beansprucht wurden, und erst im Oktober 1857 weitere zur Verfügung standen. Von Seiten der chinesischen Regierung wurde dies als ein Zeichen der Schwäche angesehen, und rief sie in amtlichen Erlassen das Volk zur völligen Vernichtung der Fremden auf, welches ohne dies wegen des grausamen „Kulihandels" sehr erbittert war. Dieses führte zur fortgesetzten Verfolgung aller Europäer.

In diesem Streit schließt sich Frankreich England im August 1857 an. Die französische Flotte wurde von Admiral de Geuvuilly, die englische von dem Kontreadmiral Seymour befehligt. Die Landungstruppen betrugen etwa 8000 Mann.

Am 12. Dezember 1857 stellten die Alliirten dem Vizekönig „Yeh" das Ultimatum, was dieser verwarf. Darauf besetzten sie die Insel „Ho-nan" gegenüber Kanton. Am 28. Dezember 1857 begann die Beschießung der Stadt Kanton, welche an verschiedenen Stellen in Brand geriet und dadurch furchtbar litt. Die Stadt

ergab sich schon am 29. Dezember den Verbündeten, nachdem die auf 40000 Mann geschätzte bewaffnete Macht zuvor geflohen war. Der Vizekönig Yeh wurde gefangen genommen und dann als Kriegsgefangener nach Kalkutta gesandt.

Die Vertreter Englands und Frankreichs hatten nach diesen Vorkommnissen Noten an die Regierung in Peking geschickt, warteten aber in Schang-hai lange vergeblich auf Antwort, weshalb sie im April 1858 zum „Golf Petschili" hinauffuhren und sich in Taku, einige Meilen landeinwärts, niederließen, um hier mit den erbetenen chinesischen Kommissionären die Bedingungen der neuen Verträge festzustellen. Als schließlich aus Peking ausweichende Antwort auf die Forderungen der Verbündeten eintrafen, vernichtete die englisch-französische Flotte am 20. Mai mehrere kleine Festungswerke an dem Pei-ho-Fluß und später das Fort Taku. Von hier fuhr dann eine Flottille von Kanonenbooten den Fluß hinauf und erreichten am 26. Mai „Tien-tsin".

Durch die Nähe der Gefahr wurde der Hof zu Peking eingeschüchtert und kam es zur Unterhandlung, wo dann am 26.—27. Juni ein vorläufiger Vertrag dahingehend abgeschlossen wurde: An England sollten 24 Millionen Mark, an Frankreich 12 Millionen Mark Kriegskosten gezahlt werden; bei wichtigen Fällen sollten Gesandte der europäischen Mächte das Recht haben, in Peking zu erscheinen und da wohnen zu dürfen; die Ausübung des Christentums sollte ungehindert sein.

(Rußland hat zu gleicher Zeit die Verlegenheit der chinesischen Regierung in Peking sich auch zu Nutzen gemacht; es ließ sich durch Vertrag das Territorium des Amurlandes abtreten).

Die Regierung zu Peking suchte den Alliirten gegenüber die Ausführung des Vertrags in die Länge zu ziehen, sie bereitete sich sogar auf einen neuen Krieg vor. Als im April 1859 bekannt wurde, daß die Befestigungen am Fluß Pei-ho wieder hergestellt seien, so wurde darin

eine feindliche Demonstration erblickt, worauf dann das englische Geschwader den Auftrag erhielt, die Eröffnung des Flusses abermals zu erzwingen. Am 24. Juni erfolgte der Angriff auf die Forts; diese waren aber inzwischen in so guten Verteidigungszustand gesetzt worden, daß sich die Engländer nach einem Verlust von 464 Todten und Verwundeten zurückziehen mußten.

Die Ehre der englischen Waffen heischte Genugthuung, und da Frankreich bei diesem Konflikt beteiligt war, so gab diese Niederlage die Veranlassung zu einer neuen englisch-französischen Expedition gegen China, wo die Alliirten beschlossen, den Krieg bis zur völligen Demütigung der chinesischen Regierung zu Peking fortzusetzen.

Am 21. April 1860 stellten die Alliirten ein Ultimatum an die Regierung in Peking, welches der Kaiser verwarf. Im Mai befanden sich schon 13000 Mann englisch-indische Truppen in und bei Kanton, während die Kriegsflotte mit den Transportschiffen aus etwa 200 Fahrzeugen bestand. Die französischen Streitkräfte waren 9000 Mann und 39 Kriegsschiffe. Von hier fuhr die französisch-englische Flotte wieder nach Norden, nach dem Peihofluß, und schiffte am 17. August bei Peitaog 13000 englische und 7500 französische Landungstruppen aus, die am 12. August Sin-ho und tags darauf Taku einnahmen. Am 19. August wurde der Peiho überschritten und am 20. August die Forts von Taku erstürmt, wobei die unmittelbare Folge die Einnahme von Tien-tsin war.

Vom 8. September ab rückten 6000 englische und 5000 französische Truppen nach Peking vor. Darauf hin trug die Mandschu-Dynastie in Peking Friedensunterhandlungen an, die auf Verlangen der Alliirten in Tung-tschou 8 Kilom. von Peking, am 14. September auch wirklich begannen. Am 18. Sept. wurde aber das englische Heer, in der Stärke von 6200 Mann Infanterie, 600 Mann Kavallerie mit 20 Geschützen, von 10000 Mann chine-

sischer Infanterie und ebensoviel Kavallerie nebst 100 Geschützen bei Tschangkia-vom, 3,5 Kilom. von Tungtschou, unerwartet angegriffen. Die Allirten erfochten einen entschiedenen Sieg, der den Chinesen 1000 Mann und 60 Geschütze kostete.

Von den an der Friedensunterhandlung zu Tungtschou beteiligten englischen und französischen Offiziere und Beamte fielen 39 in die Hände von tatarischen Soldaten, die nach Peking geschafft wurden, wo die Wiederauslieferung vergebens verlangt wurde. Von diesen Unterhändlern sind 20 von den Chinesen ermordet worden, oder sie sind an den Mißhandlungen umgekommen, oder im Gefängnis verschmachtet.

Am 21. September fand ein weiteres Treffen bei Pa-li-kiau statt, wo die tatarischen Truppen in die Flucht geschlagen wurden, die mit einer vollständigen Niederlage endete und den Europäern nur ein halbes Hundert Todte und Verwundete gekostet hat.

Die Straßen nach Peking standen nun den Verbündeten offen; die Regierung von Peking macht aber gleichwohl zur Bedingung von Unterhandlungen, daß sich die Verbündeten nach Tien-tsin zurückziehen, welche Zumutung dieselben mit dem Vormarsch auf Peking beantworteten und auf den Einzug in die Reichshauptstadt bestanden.

Am 7. Oktober nahmen die Franzosen, ohne Schwertstreich, Besitz von dem kaiserlichen Sommerpalast, der 3 Tage lang geplündert wurde, und von dessen Kostbarkeiten und Kunstschätzen sie einige Kleinigkeiten von vielen Millionen an Wert, mitgehen hießen, — selbstverständlich nur zum Andenken, nicht zur Bereicherung. — Die Franzosen waren gewiß sehr bescheiden, daß sie sich damit begnügten, denn als Sieger hätten sie andere Paläste auch noch plündern können, kein Hahn hätte darnach gekräht. (An der rücksichtslosen Ausraubung des Palastes haben sich die Engländer nicht beteiligt.)

Am 9. Oktober stand das Heer der Verbündeten vor Peking, und waren die Bedingungen, welche der chinesischen Regierung gestellt wurden unter anderen:

1. Uebergabe eines Stadtthores von Peking.

2. Eine Entschädigung von 4 Millionen Francs für die Angehörigen der Ueberfallenen und getödten Kommissionsmitglieder zu Tung-tschau.

3. Eine Kriegsentschädigung von je 16 Millionen Dollar an England und Frankreich.

4. Niederbrennung des Sommerpalastes zur Strafe, weil der Kaiser die gefangenen Kommissionsmitglieder nicht geschützt und die Mißhandlung derselben zugelassen habe. Am 18. und 19. Oktober wurde dies vollzogen. (Ausgeraubt war der Palast doch, so konnte er auch niedergebrannt werden. Wenn sie den Kaiser dafür hätten strafen wollen, daß er die gefangenen Kommissionsmitglieder nicht beschützt hat, so wäre eine Gefängnisstrafe von 14 Tagen bei Wasser und Brod wohl eine geeignetere Strafe gewesen, als das Niederbrennen des Palastes.)

Es heißt dann: Der Hochmut der Chinesen war gebrochen, (ist es Hochmut, wenn jemand für sein Vaterland eintritt?). Die Bevollmächtigten von England und Frankreich, Lord Elgin und Baron Gros, mit je 1000 Mann militärischer Begleitung hielten am 24. und 28. Oktober 1860 ihren Einzug in Peking, wo der Friede geschlossen und unterzeichnet wurde. Der Kaiser bestätigte denselben zu Schehol, in seinem Sommersitz bei Tscheng-te, nördlich der großen Mauer gelegen.

Die Verbündeten räumten aber Peking nicht eher, als bis der Vertragsabschluß in der amtlichen Regierungszeitung (6.—8. November) publiziert war. Der Abmarsch von Peking geschah am 10. November 1860, andere Landesteile und Befestigungen behielten die Verbündeten noch länger im Besitz.

Im März 1861 nahmen der englische und französische Gesandte ihren Wohnsitz in Peking, derjenige von den

Vereinigten Staaten von Nordamerika im Juli desselben Jahres und die Gesandten der anderen Mächte folgten nach.

Man hat gesagt, dieser Krieg sei im Interesse der Kultur mit China geführt worden. Als sich die Chinesen dafür bedankten und keinen Anspruch auf „fremde" Kultur machten, vielmehr vorzogen, für sich zu bleiben und nicht durch fremde Völker in ihrem Lande gestört zu werden, so hat man ihnen die sogenannte Kultur mit Kanonen, Flinten und Säbeln aufgedrungen, und sich reichlich durch Zahlung von Kriegskosten rc. dafür belohnen lassen. Allerdings eine sonderbare Manier, auf diese Weise andern Völkern die „Kultur" begreiflich zu machen.

Wenn Chinesen in England oder Frankreich verlangen würden, daß sie ohne Rücksicht auf die im Lande bestehenden Einrichtungen und Gesetze zu nehmen, ihren Handel nach Belieben betreiben könnten, wenn sie verlangten, daß sie der inländischen Gerichtsbarkeit nicht, sondern nur dem chinesischen Konsul unterstellt wären, so würde dies weder von England noch Frankreich gestattet werden. Wir denken: was dem einen recht, sollte den andern (den Chinesen) auch billig sein.

Dieser, sowie der vorhergehende Krieg, den England mit China führte, ist sicherlich nicht im Interesse der „Kultur", sondern aus „egoistischem Handelsinteresse" geführt worden.

Die Engländer und Franzosen haben die Verlegenheit der Mandschu-Regierung in Peking benützt, die alles ihr zu Gebote stehende Militär zur Bekämpfung des Gegenkaisers benötigte, sonst würden die paar Tausend Mann Franzosen und Engländer nichts ausgerichtet haben, sie würden erdrückt worden sein.

16. Der Tai-ping- (großer Friede) Aufstand. 1849—66.

Wie bereits angeführt, haben es die geheimen Gesellschaften, die unter verschiedenen Namen bestanden, schon mehrmals versucht, der früheren Dynastie „Ming" wieder

auf den Thron zu verhelfen und die jetzt noch herrschende Dynastie, die keine Chinesen, sondern Mandschu-Tataren sind, zu stürzen, wodurch unter anderem schon ein achtjähriger Bürgerkrieg unter dem Kaiser „Schontsung" geführt wurde. Zum öftern hatten dieselben den Staat schon in Bedrängnis gebracht, ihr Plan scheiterte aber stets an der Furcht der Masse des Volks vor den mandschu-tatarischen Truppen.

Nach der Thronbesteigung des 19 Jahre alten Kaisers begannen die Mingschin, oder Mingleute, von neuem, einen erfolgreichen Guerillakrieg zu führen mit der Haupttendenz, die Mandschu-Dynastie zu stürzen und sozialistisch-demokratischen Bestrebungen zu huldigen.

Eine weit ernstere Bedrohung der Mandschu-Dynastie entstand durch die „Taiping-Revolution", welche bereits 1849 begonnen und erst 1866 durch das Eingreifen der Westmächte unterdrückt wurde. Der Führer der Taiping vereinigte sich 1851 mit den Mingleuten; das Bündnis war aber nur ein vorübergehendes, denn die Disziplin der Taiping sagte denselben nicht zu, weshalb sie sich bald wieder von denselben trennten und in den Reihen der Kaiserlichen kämpften, in der Hoffnung, bei irgend einer geeigneten Gelegenheit wieder empor zu kommen.

Der Anführer der Taiping war Hung-tsiu-tsüan, (Hung-Siutsuen), gebürtig aus Kuangtung im nördlichen Gebiet von Kanton, 48 km von der Stadt Kanton entfernt. Sein Vater war Patriarch, Oberhaupt des Stammes Hung und genoß als solcher großes Ansehen. Er selbst war Schullehrer geworden, nachdem er im Staatsexamen durchgefallen war; er neigte sich zur Religionsschwärmerei und glaubte sich berufen zur Stiftung einer neuen Sekte. Sein erstes Auftreten bestand in der Zerstörung von Tempeln und Götzenbildern. Seine Lehre war ein Gemisch christlicher, buddhistischer und ihm selbst angehörender Religionsbegriffe. Er nannte sich Thien-wang (Himmelskönig), sein Reich

„Himmelreich“ und die Zeit seiner Herrschaft „großer Friede“.

Die Zahl der Taiping wuchs schnell heran, so daß die gegen sie ausgesandten kaiserlichen Truppen zurückgeworfen wurden und schon im August 1851 die Stadt Jung-ugan erobert werden konnte. Im September desselben Jahres ließ sich Hung-Siutsuen in dieser Stadt zum Kaiser ausrufen und nahm er als der Gründer einer neuen Dynastie den Namen „Taiping“ (großer Friede) an. Im folgenden Frühjahr unternahm er einen Eroberungszug nach dem Norden, der sich zu einem Siegeszug gestaltete, auf dem er 6 Provinzen einnahm. Seine Parteigänger eroberten am 19. März 1853 Nanking, die alte Hauptstadt des Reichs. In Nanking wurde die tatarische Garnison mit Frauen und Kindern, über 20000 Personen, erschlagen.

Die Stadt Nanking machten die Taiping zu ihrer Residenz, zur Residenz des Himmels, zum Hauptort ihrer Theokratie, nachdem sie zuvor alles zerstört hatten, was an die anderen Religionen und die herrschende Dynastie erinnern konnte. Hier ließ der neue Kaiser das alte und neue Testament drucken und leistete dem Christentum allen Vorschub, nahm aber selber die Taufe nicht an; er stellte sich vielmehr auf gleichen Fuß mit dem Kaiser in Peking und proklamirte sich als den jüngern Bruder Christus.

Der neue Kaiser umgab sich nach den vier Himmelsrichtungen mit 4 Königen; er selbst lebte fortan unter den Weibern seiner neuen Hofburg, während seine Feldherrn erst die Städte im Osten eroberten, dann aber einen Streifzug nach Norden unternahmen, um die Macht der Mandschu-Dynastie in Peking selber zu vernichten.

Ihre erste Niederlage erlitten die Taiping vor Kaisöng. Hierauf machten sie einen Zug durch Sansi und Petschili und belagerten am 30. Oktober 1853 Tientsin, mußten sich aber wieder zurückziehen und wurden von den aus der Mongolei herbeigeeilten

San-ko-lin-sin eingeschlossen. Verstärkt durch ein von Süden gekommenes Hilfsheer errangen sie im April 1854 am großen Kanal wieder einen Sieg, erlitten aber später wieder eine Niederlage, worauf sie sich zurückziehen mußten.

Obwohl die Taiping einzelne größere Fortschritte machten, so fehlte es ihnen an fester Organisation und Disziplin und sie schwächten sich durch innere Streitigkeiten. Im Jahr 1856 war Nanking der Schauplatz innerer Zwistigkeiten unter den Führern der Taiping, was zu einem allgemeinen Gemetzel Anlaß gab, wobei auch der berühmte Porzellanturm zerstört wurde.

Es wäre der kaiserlichen Regierung zu Peking möglicherweise gelungen, die Uneinigkeit der Taiping zu benützen und sie zu beseitigen, allein sie kam im Jahre 1856 in eine noch größere Notlage, als sie durch den Gegenkaiser Taiping bereits geraten war; es begann im selben Jahre der bereits beschriebene Krieg mit England und Frankreich, der erst mit Ende 1860 seinen Abschluß fand. Trotz dieses Kriegs waren die Truppen der Mandschu-Dynastie doch vorgerückt und hatten im Jahre 1858 den Gegenkaiser Taiping in Nanking eingeschlossen. Die bedrängte Stadt wurde aber von einem Taiping treu gebliebenen König zum erstenmal 1858 und im Jahre 1860 zum zweitenmal entsetzt.

16. **Der Kaiser Tung-tschi 1861—75.**

Am 22. August 1861 starb der Kaiser Hinfong und folgte ihm sein Sohn Kitsiang, der am 5. September 1855 geboren war, unter dem Namen „Tungt" (vereinte Ordnung). Seine Mündigkeit erreichte er erst 1873; bis dahin war er unter einen Regentschaftsrat gestellt, dem der Prinz „Kung" präsidirte.

Der Prinz Kung war entschlossen, die eingegangenen Verträge mit England und Frankreich aufrecht zu erhalten, wobei er aber bei den übrigen Mitgliedern des

Regentschaftsrates auf Opposition stieß, weshalb er sich mit der Kaiserin-Mutter, die Mitregentin war, zum Sturz der Regentschaft vereinigte und dann einen ihm ergebenen Regentschaftsrat einsetzte. Von da ab trat China mit fast allen Seemächten in geregelten diplomatischen, namentlich aber in handelspolitischen Verkehr.

Auch mit Preußen schloß China einen diplomatischen und Handelsvertrag am 2. September 1861 ab, welcher 1866 auf den Norddeutschen Bund und 1871 auf das deutsche Reich überging.

Mehrere Aufstände waren zu bekämpfen, z. B. der Mohamedaner, Tungusen in Ostturkestan, Kuldscha rc., wobei dem chinesischen Reich ein großer Länderkomplex und über eine Million Bewohner verloren gingen.

Im November 1868 erschien ein englisches Geschwader vor Nanking, um Genugtuung für die Beleidigung eines Missionärs zu fordern. Am 25. Dezember desselben Jahres beschossen englische Schiffe Thai-wan-fu auf der Insel Formosa, wo englische Untertanen beleidigt worden waren.

Es wurde 1874 auf der Insel Formosa ein japanesisches Schiff beraubt, und da China mit der Entschädigung zögerte, so rüstete sich Japan zum Krieg, um sich Genugtuung zu verschaffen. China zog ebenfalls Truppen zusammen, die Differenz wurde aber durch die Vermittelung des englischen Gesandten beigelegt.

17. Teilnahme der Engländer und Franzosen an der Bekämpfung des Taipingaufstandes.

Im Innern des Reiches herrschte der Aufstand der Taiping noch immer fort, ganze Provinzen hatten die kaiserliche Regierung von Peking gänzlich beseitigt; außerdem waren ganz neue Reiche in Bildung begriffen. Die Belagerung von Nanking war noch immer erfolglos geblieben. Dagegen hatten die Taiping Su-tschou, am 9. Dezember Ning-po eingenommen und begannen Anfangs Januar 1862 die Belagerung von Schang-hai.

Unter solchen Verhältnissen betrachtete es der Regentschaftsrat als das Dringendste, den Taiping ein Ende zu machen, und er fand darin von Seiten Englands und Frankreichs Zustimmung, die von der Fortdauer des Kriegs mit den Taiping Gefährdung ihrer Handelsinteressen befürchteten. Durch die Einnahme von Ningpo und durch den Angriff auf Schang-hai, den Mittelpunkt des europäisch-chinesischen Handels, wurden die Interessen der Engländer und Franzosen, mit denen die Regierung zu Peking nach dem Krieg von 1856—60 neue Handelsverträge abgeschlossen hatte, unmittelbar bedroht. Es stand zu befürchten, daß die Regierung zu Peking außer Stand komme, ihre Verpflichtungen zu erfüllen und die Taiping hatten keinerlei Verpflichtung eingegangen.

Auf Antrag des Prinzen „Kung", Präsident des Regentschaftsrats, gingen die Westmächte von ihrem Nichtinterventionsprinzip ab und leisteten der Regierung zu Peking bereitwilligst Hilfe. Sie beauftragten ihre Flotten- und Landtruppenkommandanten, in Verbindung mit den Kaiserlichen in Peking gegen die Taiping-Kaiserlichen vorzugehen und bei dem großen Blutbad mitzuwirken, welches bei der Niederwerfung der Taiping floß.

Die Flottenkommandanten wurden beauftragt, in den chinesischen Gewässern gemeinsame Operationen mit den Kaiserlichen von Peking gegen die Taiping-Kaiserlichen auszuführen.

Für die Landarmee galt es zunächst, Schang-hai zu sichern, welches die Taiping im Februar eingeschlossen hatten. Ein englisch-französisches Truppenkorps vertrieb im April und Mai die Taiping aus der Umgegend von Ningpo und Schanghai.

Zu gleicher Zeit organisirten Franzosen und Amerikaner im Dienste der Kaiserlichen von Peking einheimische chinesische Truppenkörper, während ein englischer Marineoffizier den Auftrag erhielt, eine chinesische Flotte für den Dienst auf den Flüssen zu bilden.

Die französisch-chinesische Armee eroberte von Ningpo aus im Februar 1863 Schoo-hing und am 31. März 1864 Hang-tschou, die Hauptstadt der Provinz Tschetiang, während chinesische Truppen die letzte Position der Taiping in Hutschou einnahmen.

Der Befehlshaber der englisch-chinesischen Armee hatte während dessen von Schang-hai aus in der Provinz Kiang-su nach dem Jang-tse-kiang hin opperirt und am 2. Mai Tai-tsang und am 3. Dezember Su-tschou eingenommen. Im Mai 1864 fiel Tschang-tschou, eine für die Taiping wichtige Position, in seine Gewalt, so daß die Taiping auf Nanking beschränkt waren, in dem der Gegenkaiser Tien-wang residirte.

Die Belagerung dieses Platzes unternahmen Truppen des Kaisers von Peking unter Beihilfe von Engländern. Nach tapferem Widerstand geschah die Uebergabe dieser Stadt am 19. Juli; der Kaiser Tien-wang hatte sich aber schon am 30. Juni mit seinen Weibern und seinen Schätzen verbrannt. Der Sohn Tien-wangs wurde als Kaiser ausgerufen, den Tschungwang bei der Erstürmung der Stadt zu retten suchte; einige Tage später wurde Tschungwang gefangen und am 7. August hingerichtet; andere Führer der Taiping hatte dies Schicksal schon früher getroffen.

Mit dem Fall von Nanking war die Sache der Taiping verloren; die Ueberreste zogen zwar noch zerstreut im Lande herum und vereinigten sich 1864 wieder und erst nach vieler Mühe wurden sie 1866 völlig unterdrückt.

Die Anteilnahme von England und Frankreich an dem angerichteten Blutbad bei diesem Krieg wurde zur Zeit in Europa heftig getadelt, wofür wiederum nur der schnöde Handelsgewinn, keine rechtlichen oder humanen Gründe ausschlaggebend waren. Der Krieg soll zwei Millionen Menschen das Leben gekostet haben und es wurden namentlich die Seiden- und Theedistrikte stark geschädigt.

18. Begebenheiten unter dem jetzigen (?) Kaiser.

Am 13. Januar 1875 verstarb der Kaiser im Alter von 18 Jahren 9 Monaten an den Blattern. Da keine direkten Erben vorhanden waren, schloß zum erstenmal in den Analen Chinas die Erbfolge und ein Neffe des Verstorbenen, der 4 Jahre alte Tsaitien, Regentenname „Kwangsu" (Nachfolger des Ruhms), wurde durch das Loos Kaiser.

Das deutsche Reich verlangte im Februar 1876 von China Genugthuung für einen auf das Küstenfahrzeug Anna gemachten räuberischen Anfall und zog zur Unterstützung dieser Forderung ein Geschwader vor Hongkong zusammen. Im Mai 1876 wurde der beschuldigte Beamte abgesetzt und die Hinrichtung zweier Rädelsführer der Räuber befohlen. Bei Erwähnung dieses Ereignisses muß man zugeben, daß sich China oftmals gegen verschiedene Staaten sehr nachgiebig gezeigt hat.

Während eines Aufstandes hatte Rußland im Einvernehmen mit China Kuldscha besetzt, um die Ruhe herzustellen, aber später die Rückgabe verweigert und es mit dem Generalgouvernement Turkestan vereinigt. Anfangs 1880 wurde zwischen der russischen Regierung und dem chinesischen Gesandten ein Vertrag abgeschlossen, wonach China durch Zahlung von 5 Millionen Rubel an Rußland den östlichen kleineren Teil von Kuldscha zurückerhalten sollte. Der Gesandte wurde abberufen und wegen Uebertretung seiner Vollmacht in Peking zum Tode verurteilt, nachträglich aber begnadigt. Beide Staaten bereiteten sich auf einen Krieg vor, doch fand endlich diese Angelegenheit dadurch ihren Abschluß, daß 1882 das Kuldschagebiet größtenteils an China zurückgegeben wurde.

Mit Frankreich drohte im Jahr 1882—85 eine Verwickelung wegen Anam und Tongking, wo China über Anam die Oberlehnshoheit beanspruchte. Nachdem die diplomatischen Verhandlungen zwischen Frankreich und China gescheitert waren, bemächtigte sich Frankreich des

Flußdeltas von Tongking und zwang Anam zur Unterwerfung unter seine Oberhoheit. Der Vizekönig war außer Stand, sich gegen die Waffengewalt von Frankreich zu verteidigen, weshalb er mit Frankreich einen Vertrag abschloß, in dem er versprach, Tongking zu räumen. Bevor die Frist zur Räumung abgelaufen war, griffen die Franzosen das von China besetzte Bacle an, wurden aber zurückgeschlagen.

Die Franzosen erklärten dies für einen Vertragsbruch, forderten dafür eine hohe Geldentschädigung und schritten, als dies abgelehnt wurde, zu Repressalien; sie zerstörten das Arsenal von Foutschou und setzten sich auf Formosa fest. Zahlreiche Kämpfe entspannen sich von jetzt ab, die nicht alle ungünstig für China endigten; namentlich erlangten sie im März 1885 bei Langson einen Sieg über die Franzosen, wonach Frankreich der Verlust aller seiner früheren Erfolge drohte. Da machte der Friede vom 9. Juni 1885 den Feindseligkeiten ein Ende, wo im Vertrag die Oberherrschaft über Anam Frankreich zuerkannt wurde.

Im Jahre 1882 spitzte sich ein Repressalienkrieg zwischen den Vereinigten Staaten Nordamerikas und China zu, den wir schon im Eingang unter Chinesenfrage beschrieben haben.

In China hatte man es stets verweigert, den fremden Gesandten, (als bezahlte Beamte), eine Audienz vor dem Kaiser zu gewähren, weil dies gegen das Hofzeremoniell verstößt. Dem 1873 erzwungenen Empfang war kein weiterer gefolgt, bis endlich der junge Kaiser 1891 einen jährlichen Empfang anordnete, wo dann derselbe im März 1891 stattfand, aber in einer Halle, in der andere „Lehensleute“ auch empfangen werden.

Wir denken, wegen dieser zeremoniellen Streitigkeit, daß die Gesandten nicht im Thronsaal empfangen werden, wird kein Krieg ausbrechen, wo Kanonen und Flinten das Wort führen.

19. **Der Krieg zwischen Japan und China 1894—95.**

Ueber die Vorgeschichte des chinesisch-japanischen Krieges sprach sich der chinesische Zolldirektor „Detring" folgendermaßen aus:

„Japan hatte sich jahrelang den Anschein gegeben, als gedächte es, alle asiatischen Fragen im herzlichen Einvernehmen mit China zu lösen. Es war fast wie ein Bündnis. Der japanische Generalstabschef Kavakami kam nach China, besuchte alle Festungen, befühlte jede Kanone. Militärische Agenten durchstreiften das ganze Land. Japan war, während es freundschaftliche Gefühle zur Schau trug, erzbereit zum Kriege.

Ein Artikel des Korea-Vertrages vom April 1885 — ich kenne ihn genau, denn ich habe ihn selber entworfen — lautet: Wenn in Korea Unruhen ausbrechen, so könnte eines der beiden Länder veranlaßt werden, Truppen dahin zu schicken, ist aber in diesem Falle verpflichtet, den anderen Vertragsstaat davon zu benachrichtigen.

Der König von Korea bat China um Hilfe wegen einer ausgebrochenen Revolution (China hatte die Oberhoheit über Korea); dieses schickte eine kleine Truppenmacht ab und notifizirte das vertragsmäßig den Japanern. Japan antwortete damit, daß es eine ganze Division in Korea landete, welche die Chinesen ohne Kriegserklärung angriff. Japan hat also den Krieg böswillig vom Zaun gebrochen. China war in der Lage eines friedlichen alten Herrn, der plötzlich von einem bis an die Zähne bewaffneten Desperado (verzweifelnden, hoffnungslosen) überfallen wurde."

Was der chinesische Zolldirektor sagt, ist in jeder Beziehung zutreffend. Japan hat sich schon lange zuvor auf diesen Krieg vorbereitet.

Das Landheer wurde von französischen Offizieren, die schon vor dem deutsch-französischen Kriege engagirt waren, organisirt, die Kriegsflotte nach englischem Muster gestaltet.

Das Heer hatte eine Ausrückstärke von zirka 300000 Mann mit modernen Waffen ausgerüstet; die Kriegsflotte war der chinesischen, wenn auch nicht an Zahl, wohl aber in Bauart der Schiffe, Stärke der Maschinen und Ausrüstung überlegen.

Der Verlauf des Krieges ist ja bekannt und es soll deshalb nur Weniges davon angeführt werden.

China sandte auch Truppen zu Schiff nach Korea, welche am 27. Juli im Prinz-Jerome-Golf an der koreatischen Westküste ankamen, aber sofort von japanesischen Kriegsschiffen angegriffen und zerstreut wurden.

Erst am 1. August erließ Japan offiziell die Kriegserklärung an China, das gleichzeitig ein Bündnis mit Korea abschloß und sofort weitere Truppennachschübe folgen ließ.

Es zeigte sich gleich, sowohl zu Land als Wasser, die Ueberlegenheit der japanischen Truppen, die nach europäischem Muster ausgerüstet waren, während die chinesischen zum Teil ganz unzureichend bewaffnet und mit dem Gebrauch der neueren Waffen nicht genügend vertraut waren. So wurde es den Japanern leicht, die Chinesen nach dem Norden von Korea zurückzudrängen und sie am 14. bis 16. September bei Ping-jang zu schlagen. Am 17. September fand an der Mündung des Jalu-kiang eine Seeschlacht statt, in der die japanische Flotte ebenfalls Sieger blieb. Darauf überschritt das japanische Heer den Jalu, der die Grenze zwischen China und Korea bildet.

Ein neues japanisches Heer war Ende Oktober auf der Halbinsel Lian-tung gelandet und eroberte am 24. November im Verein mit der Flotte den starken chinesischen Kriegshafen Port-Arthur. Am 13. Februar eroberten die Japaner auch Wei-hai-wei, und, nachdem sie nach wochenlangen Kämpfen am 4. März auch die Stadt Niu-tschwang erobert hatten, zeigte sich die

Regierung von China zu Friedensunterhandlungen geneigt, die in Simanoseki gepflogen und am 17. April 1895 zum Abschluß kamen.

In dem Friedensvertrag verpflichtete sich China, 1) die Unabhängigkeit Koreas anzuerkennen; 2) eine Kriegskostenentschädigung zu zahlen; 3) die Halbinsel Liau-tung, sowie Formosa und die Pescatoresinseln an Japan abzutreten.

Rußland, Deutschland und Frankreich erhoben gegen die Abtretung Liau-tungs Einspruch, worauf diese gegen eine Erhöhung der Kriegskosten rückgängig gemacht wurde.

20. Die Gestaltung der Zustände in China seit dem Krieg mit Japan.

Rußland übernahm die Garantie für die Anleihe zur Zahlung der ersten Rate der Kriegskosten, und verschaffte sich dadurch auf China einen größeren Einfluß, der in dem Vertrag vom November 1896 in Erscheinung trat. Rußland wurde darin gestattet, seine sibirische Eisenbahn durch die chinesische Mandschurei zu führen, außerdem für den Kriegsfall das Besatzungsrecht in drei strategisch wichtigen Häfen eingeräumt.

Frankreich hat ebenfalls einen sehr vorteilhaften Vertrag mit China im Juli 1895 geschlossen, worin der Grenzverkehr mit Tongking bedeutende Erleichterung erfuhr, französischen Ingenieuren wurden große Vorrechte für Eisenbahnbauten und für die Ausbeutung von Bergwerken in drei der südlichen Provinzen gewährt.

Deutschland erlangte die Abtretung zweier Kronkonzessionen in Han-kou uud Tien-tsie.

Von 1895 an kamen verschiedene Gewaltthaten gegen englische, amerikanische ꝛc. christliche Missionsanstalten vor, wobei die chinesische Regierung jeweils die Bestrafung der Schuldigen und Schadenersatz zusagte.

Im Herbst 1897 wurden auch im Dorfe Tschen-rio tschuang in der Provinz Schantung zwei deutsche Missionare getödtet, und da die chinesische Regierung zögerte, die geforderte Genugthuung zu geben, so wurde das in den chinesischen Gewässern stationirte deutsche Geschwader nach Kiautschau beordert, wo es am 15. November ein Truppenkorps von 600 Mann ans Land setzte, worauf sich die chinesische Besatzung ohne Widerstand zurückzog. China sagte hierauf die Bestrafung der Schuldigen und Entschädigungszahlung zu. Es schloß außerdem mit Deutschland einen Vertrag, worin diesem die Kiautschou-Bucht und das umliegende Gebiet im Umfang von 300—400 qkm mit allen Hoheitsrechten auf 99 Jahre verpachtet wurde.

Rußland kam am 18. Dezember 1897 mit einem Geschwader in dem Kriegshafen an und am 23. März 1898 schloß China mit Rußland einen Vertrag, wonach diesem die Häfen von Port-Arthur und Ta-lien-wan auf 25 Jahre verpachtet und die Konzession zu einer Bahnlinie erteilt wurde, die von der sibirischen Bahn ausgehend, bis in die genannten Häfen gehen sollte.

Frankreich und England forderten nun ähnliche Konzessionen.

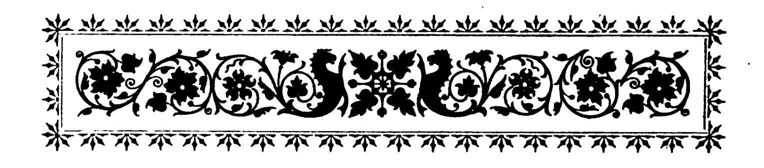
England erhielt den Hafen Wei-hai-wei, sowie eine bedeutende Vergrößerung seines Gebietes von Hong-kong und die Versicherung, daß China das Thal des Jang-tse-kiang an keine andere Macht abtreten würde.

Frankreich erhielt die Bucht Kwang-tschou in der Provinz Kwang-tun in Pacht und wurde ihm die gleiche Zusage für die Insel Hai-nan zu teil.

Zu gleicher Zeit wurden den europäischen Mächten, von denen namentlich England und Rußland um den entscheidenden Einfluß in China rivalisirten, zahlreiche Eisenbahnkonzessionen erteilt. Dieses alles rief eine große Unzufriedenheit und im Sommer 1898 einen gefährlichen

Aufstand in den südwestlichen Provinzen hervor. Unter diesen Umständen entriß die Kaiserin-Wittwe Tese-si im September 1898 die Regierung wieder den schwachen Händen des jungen Kaisers und ließ sich von neuem die Regentschaft übertragen. Der Hauptratgeber des Kaisers entfloh auf ein englisches Kriegsschiff. — Die neueren Ereignisse von China bedürfen noch der Aufklärung.





VII. Kapitel.

Die Religionen in China.

Die Religion und ihre Stellung zum Staat in China entspricht der Ansicht derjenigen, welche sagen: Religion ist Privatsache! denn es wird kein Glaubensbekenntnis, keine feierliche Verpflichtung gefordert, sich zu einer bestimmten Religion zu bekennen. In der Praxis genießt aber der Bekenner des Konfutsianismus politisch höheres Ansehen, denn es ist diejenige Religion, zu welcher sich der Kaiser, alle Gelehrten und Staatsbeamten bekennen und auf der das ganze Staatsgebäude aufgebaut wurde.

Bei Religionen handelt sichs um Weltanschauungen, um verschiedene, das politische, soziale und wirtschaftliche Leben beeinflussende Vorstellungen; die Religion ist ein mächtiger Faktor in der Familie und dem Staat. Der religiöse Geist ist eine Macht, der sozusagen in der Luft liegt, die wir einatmen und von der wir beeinflußt werden.

Die Religionen bilden und formen zum größten Teil die Gewissen der Menschen; von ihr werden die Vorstellungen beeinflußt, die sich der einzelne von seinem

Nebenmenschen, von Gesellschaft und Staat macht; sie berührt die verschiedendsten Gebiete. Vom religiösen Geist, von dem ein Volk beherrscht wird, hängt auch zum großen Teil seine geschichtliche Entwickelung ab 2c.

Schon aus dem Angeführten ist die Ansicht derjenigen, welche die Religion für Privatsache erklären, grundfalsch, denn es ist zu berücksichtigen, daß die Religionen nicht blos ideale, sondern auch materielle Ziele in sich schließen.

1. Die Religionsgesellschaften in China.

Als Religionen, wie sich dieselben der Reihe nach in China eingeführt haben, sind zu verzeichnen:

1. die Naturreligion,
2. der Ahnenkultus,
3. die Lehre von Laotse,
4. „ „ „ Konfucius,
5. „ „ „ Buddha,
6. „ „ „ Christus und anderer Sekten.

Die Mehrzahl der Einwohner von China können als Buddhisten gelten, wenigstens den übereinstimmenden Angaben nach und wie aus der großen Menge buddhistischen Klöster, mit denen das Land übersäet zu schließen ist. Diesen folgen der Zahl nach die Bekenner des Konfucius, dann eine kleine Zahl von Laotse-Verehrer und nur ein geringer Rest kommt auf die Anhänger anderer Religionen und Sekten.

2. Die älteste Religion

bestand ursprünglich in einem Naturkultus; man dachte sich den Himmel als den Sitz der Gottheit. Alle Himmelskörper, sowie alle heil- und verderbenbringenden Naturkräfte bildeten den Gegenstand der Anbetung.

Dieser Naturkultus wurde nach der Ueberlieferung zuerst von dem halbmytischen Wahlfürsten „Fu-hie“ zur

Reichsreligion erhoben und in bestimmte Formen gebracht, welche sich zum Teil bis in die Gegenwart erhalten haben.

Außer den Chinesen bekannten sich alle übrigen Völker des mittleren und östlichen Asiens zu diesem Naturkultus; man kann sagen: alle Völker auf der Erde beteten jeweils zuerst die Naturkräfte, den Donner, Blitz, Feuer ꝛc. an, die sie sich nicht erklären konnten und dachten sich die Himmelskörper als Gottheiten, bis sie zu anderen Religionssystemen übergingen.

Himmel und Erde wurden nicht bildlich dargestellt, wohl aber die Götter der Berge, der Donnergott ꝛc. Die Verehrung der Berge ist in China uralt.

Es giebt in China auch jetzt noch Stadtgötter, die Menschen vorstellen, welche sich um das Gemeindewohl verdient gemacht haben und sie werden vom Kaiser dazu ernannt; es steht demselben auch zu, widerwillige Gottheiten zu bestrafen.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und ein Leben nach dem Tode fand in der ältesten Religion der Chinesen wenig Raum.

3. Der Ahnenkultus.

Die religiösen Zustände in China würde man falsch beurteilen, wenn man annehmen wollte, daß die Bevölkerung in scharfem, bewußtem Gegensatz hinsichtlich ihrer religiösen Anschauung lebt, es hat sich vielmehr auf der Basis des für China typischen Ahnenkultus gleichsam eine Volksreligion gebildet, die ziemlich gleichmäßig ist und sämmtliche Bewohner mit einander verbindet. Bei den niederen Klassen beruht die Volksreligion (der Ahnenkultus) auf Aberglaube, bei den Gebildeten hat sie mehr einer flachen Aufklärung mit allerlei nach Religion und Sekten wechselnder Tugendschwätzerei Platz gemacht.

Der Ahnenkultus führte sich schon frühzeitig in China ein und er ist heute noch charakteristisch für die chinesischen Verhältnisse. Die Seelen der Vorfahren und andere um den Staat und das Gemeindewohl verdienstliche Personen genießen eine göttliche Verehrung und Anbetung.

Es wird die ganze Natur als von Geistern belebt und die Menschen- und Naturgeister nicht gänzlich getrennt gedacht. Der Himmel ist das Höhere, die Erde das Niedere. An der Spitze aller Geister steht der Himmel, oder wie man auch sagt, der höchste Herrscher. Durch das Zusammenwirken von Himmel und Erde entstehen alle Wesen und das vorzüglichste derselben ist der Mensch.

Beim Tode erfolgt die Auflösung des Menschen in einen himmlischen und einen irdischen Teil; die Vorstellungen über diesen Unterschied sind zahlreich, doch herrscht in allen Aeußerungen darüber wenig Klarheit. Auch darüber, welche Vorstellung sich die alten Chinesen von dem Zustand der Todten machten, finden sich nur wenig bestimmte Angaben. An einer Stelle werden die verstorbenen Herrscher als dem oberen Kaiser (Gott) im Himmel zur Seite stehend gedacht, an anderer Stelle wird der Aufenthalt der Todten unter die Erde verlegt und dies ist wohl später die herrschende Ansicht geworden.

Die Verstorbenen blieben in demselben Verhältnis zu ihren Fürsten 2c., wie auf der Erde; noch 621 v. Chr. wurden Menschen mit den Fürsten begraben, um ihn in der anderen Welt zu bedienen. Im Einzelnen ist die Lehre von der Fortdauer nach dem Tode nicht durchgebildet, auch findet sich die Annahme von einer Seelenwanderung aus jener Zeit nirgends vor. Von einer Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode ist nicht die Rede.

Mit dem Rechte, seine Ahnen zu verehren, verband sich bei den Kaisern das Zeichen ihrer göttlichen Sendung. Bei dieser Verehrung wurde ein oberster Herrscher angenommen; es vermischte sich damit gleichzeitig die Ver-

ehrung des Himmels. — Obwohl der Kaiser Sohn des Himmels genannt wird, so ist das für China wegen dem öfteren Wechsel der Dynastieen nicht so wörtlich zu nehmen, wie es in Japan bei der Himmelskönigin der Fall ist.

Die Opfer für Ahnen sind allgemein; die Gewalthaber, voran der Kaiser, Fürsten, Staatsbeamte, sind wie bei der alten Religion, noch jetzt die vornehmsten Priester. Den Göttern bringt der gemeine Mann selbst die Opfer; es giebt auch Berufspriester, die vom Geschäft des Opferns ꝛc. leben; die Nachrichten über dieselben lauten aber nicht günstig und muß man sie als Schwarzkünstler qualifizieren. Die Opfergaben bestehen in Ochsen, Schafen, Schweinen ꝛc. Für die Tödtung der Tiere besteht keine Vorschrift; sie werden nachher alle gekocht, um nach dem Segen zum Verzehren bereit zu sein. Die Opferhandlung ist stets ein Fest und wird es im Tempel, bei besonderen Anlässen auch im Freien vorgenommen, wo sich die Andächtigen dabei unter mancherlei Zeremonien vereinigen.

Ein Priesterstand fehlte; der Kaiser, die Vasallenfürsten und zuletzt der Hausvater versahen die religiösen Zeremonien.

4. Verbreitung des Ahnenkultus.

Derselbe ist nicht nur in China, sondern weit über dessen Grenze hinaus verbreitet.

Man findet den Ahnenkultus in ganz Asien, in Japan (wo er die Hauptreligion bildet) auf den Malayischen Inseln, dem Archipel, der Insel Madagaskar, (ist die Verehrung der Geister der Toden, in eigentümlicher Weise mit den Ureinwohnern des Landes verknüpft) auf den Inseln der Südsee, bei den Indianern Amerikas und den meisten Negerstämmen Afrikas, so weit die letzteren nicht dem reinen Fetischismus huldigen.

Die Verehrung der abgeschiedenen Geister (der Ahnenkultus) entspringt aus dem Glauben, daß die todten Vorfahren, besonders die Familien- und Stammeshäupter

zu Gottheiten geworden sind, die über die Nachkommen wachen. Wegen des mit der Ahneuverehrung verbundenen Unsterblichkeitsglaubens sttell er sich dem Fetischismus, (ein lebloser Gegenstand, dem Zauberkräfte zugeschrieben werden) gegenüber als eine höhere Stufe in dem religiösen Denken der Menschheit dar.

5. Die Religion des Laotse

(auch Lao=tz, Larkime genannt), der Ehrenname der chinesischen Weisen ist Lizogang.

Laotse wurde Stifter der Taosereligion, die auch in Japan und Hinterindien Verbreitung fand.

Laotse soll im 6. Jahrhundert v. Chr. in einem Dorfe der jetzigen Provinz Honou geboren, später als Reichsgeschichtsschreiber am kaiserlichen Hofe angestellt gewesen sein. Im höheren Alter habe er sich zurück gezogen und fortan seine philosophische Spekulation geübt. Das Ergebnis seiner philosophischen Forschungen hat er in seinem schwierigen und tiefsinnigen Werke „Taorteh=king" niedergelegt.

Das Ziel seiner Lehre ist der Tao (Weg der Vernunft, Logos). Mit diesem Namen bezeichnet er das höchste Wesen (Gott), welches Urgrund der physischen und der moralischen Welt ist. Er will die höchste sittliche Vollkommenheit in jedem Menschen durch die wahre Erkenntnis eines höchsten Wesens schaffen, die nur durch Intelligenz und durch das Bewahren dieses Gottes erreicht wird. Der Mensch soll sich deshalb ins „Tao" vertiefen, es begreifen, in ihm wandeln, um durch Herzensreinheit, Geistesruhe und Herrschaft über die Begierden zu dieser Reinheit zu gelangen. Alle wahren Tugenden beruhen auf dem Einssein mit dem Tao. Die Handlungen sind nur dann tugendhaft, wenn sie durch das Tao geläutert, der sittlichen Natur entsprechend sind, nicht wenn sie durch äußere Ordnung anerzogen wurden.

Laotse will die Vervollkommnung der Menschheit nicht durch äußere staatliche und gesellschaftliche Satzungen,

sondern durch Vervollkommnung des einzelnen inneren Menschen erzielen. Mehr als die Achtung vor den besonderen Pflichtverhältnissen, in welchen Staat, Gesellschaft und Familie ihren Grund und Halt gefunden haben, gilt ihm eine allgemeine Menschenliebe, die selbst Kränkungen mit Wohlthaten erwidert.

Laotse hat wahrscheinlich den Tao-Begriff aus früherer Zeit übernommen und ihn selbstständig noch weiter entwickelt; daß er dabei von Vorderasiatischen Religionsanschauungen beeinflußt wurde, ist nicht wohl denkbar.

Die Anhänger von Laotse haben in früher Zeit sehr bedeutende hochgeachtete Schriftsteller aufzuweisen, die mehr als einmal an kaiserlichen Höfen in Gunsten standen.

Die jetzige Taose-Sekte ist nicht genügend bekannt; sie giebt sich wohl als Nachfolgerin des Weisen aus, ohne ihn zu verstehen; sie hat ihren Hauptsitz in der Provinz Kiangsie, steht übrigens in geringem Ansehen. Schon im 13. Jahrhundert haben sie die Lehre ihres Meisters Laotse zu einem Zerrbild verunstaltet, indem sie geistige Alchimisten wurden, welche die in der physischen Welt waltenden Geheimnisse, z. B. das lang dauernde und ewige Leben, zu erforschen strebten, jetzt sind sie einem groben Mystizismus ergeben.

Was sie von Laotse noch Gutes haben, ist die reine Sittenlehre; sie wurde aber vielfach ins Kleinliche gezogen. Sie haben Neigung zum Beschaulichen und Askese, was wohl von den indischen Einflüssen herkommt, die in ihren Mönchs- und Klosterwesen, wie in sonstigen einzelnen ihrer religiösen Anschauungen unverkennbar ist. — Schade um die ursprüngliche Lehre.

6. Die Religion des Konfuzius.

Konfuzius, auch Konfutse, Khungfutse, Kung-fo-tze, oder richtiger Kung-tze (Meister Kung genannt) ist der berühmte chinesische Philosoph, dessen Lehre noch jetzt in

China die herrschende, namentlich der herrschenden Klasse ist. Seine Lehre hat überall den staatsmännischen, konservativen Charakter, sie vertritt die Grundsätze der Autorität, der Pietät und der altvererbten äußeren Ordnung, sie gilt jetzt allein als ortodoxes Religionssystem in China.

a) Jugendjahre des Konfuzius.

Derselbe wurde 551 v. Chr. in einer Höhle in der Stadt Kiufu des Lehensstaats Lu, der heutigen Provinz Schantung, geboren. Er war der Sohn eines Soldaten; der Vater starb, als er 3 Jahr alt war, von wo ab die Familie mit großer Dürftigkeit zu kämpfen hatte. Die Mutter übernahm seine Erziehung, der er eine zärtliche Anhänglichkeit bis übers Grab hinaus bewahrte. Er stammt aus der Familie Kung, die ihren Stammbaum bis 1125 v. Chr. zurückführt.

In seinem 17. Jahre übernahm Konfuzius bereits den Posten eines Gutsinspektors bei einer reichen Familie. Mit seinem 19. Jahre verheiratete er sich und bekleidete in der nächsten Zeit das Amt eines Aufsehers der öffentlichen Getreidespeicher. Mit dem 22. Jahre trat er als öffentlicher Lehrer auf, mit 30 Jahren stand er fest, wie er selber sagte, und schwankte nicht mehr in seinen Ansichten.

b) Lehre des Konfuzius.

Konfuzius führte ein ununterbrochenes Wanderleben und suchte den Boden für seine Lehre vorzubereiten, indem er bald als Lehrer, bald als Ratgeber bei Fürsten auftrat. Er war eigentlich kein Neuerer, der eine neue Religion einführen wollte, sondern ein Ueberlieferer, wie er selbst sagte; — er vertraue und liebe die Alten. Seinen Einfluß und seine Bedeutung verdankt er in der That mehr dem Zurückgreifen auf das Altertum, als der Neuheit seiner Lehre.

In der Rückkehr zu dem Früheren erblickt er die Rettung seines innerlich und äußerlich zerfallenen Vaterlandes; zu diesem Zweck sammelte und redigirte er die altehrwürdigen Litteraturdenkmäler, die in seinem Werk „Schuking" erschienen, sie sollten als der Sittenspiegel für Fürsten und Laien in der Zeit des staatlichen und sittlichen Verfalls dienen.

In seinen eigenen Lehren verließ Konfuzius nie den Boden des Thatsächlichen und Erreichbaren, er nimmt in seinen Schriften nirgends auf eine Schöpfung oder Schöpfer oder eine sittliche Weltordnung Bezug, er beschränkt sich einzig auf das Gebiet der Staats- und Sittenlehre, sein Moralgebäude entbehrt jedes idealen Strebens, es läßt deshalb im Allgemeinen jeden kalt.

Den Kern und die Anhaltspunkte seiner Lehre bilden die sogenannten fünf Kardinaltugenden:

1. Menschlichkeit, d. h. pflichtgemäßes Verhalten in Pflichtverhältnissen der Eltern und Kinder, der Fürsten und Unterthanen, der Geschwiester zu einander, der Gatten und Freunde.
2. Rechtlichkeit.
3. Schicklichkeit im Verkehr mit Menschen und im religiösen Kultus.
4. Weisheit.
5. Treue.

Eine besondere hohe Rolle spielt in der Lehre von Confuzius die Pietät und Kindesliebe. Schicklichkeit und Pietät sind die eigentlichen Grundpfeiler des staatlichen und sittlichen Lebens der Chinesen, auf ihnen stützt sich die chinesische Kultur, aus ihnen ist der patriarchalische Zuschnitt des privaten und öffentlichen Lebens hervorgegangen, aber auch jener engherzige Formalismus, welcher jede Bewegung festen Normen und Regeln unterwirft und schleppend und hindernd wirkt.

Ein eigentliches Lehrsystem hat Konfuzius nicht überliefert, was in der Art seiner Lehrthätigkeit liegt. Er war Gelegenheitsphilosoph, der Rat erteilte, so oft

er darum gebeten wurde und Antwort gab, sobald man ihn fragte; er war aber kein Systematiker. Hieraus erklären sich die scheinbaren Widersprüche in manchen seiner Aussprüche, die nicht als Glieder eines logischen Systems aufgefaßt werden dürfen, sie müssen stets unter Berücksichtigung der begleitenden Nebenumstände verstanden werden.

Konfuzius ging den metaphysischen Fragen aus dem Wege; den Namen Gott vermied er, wie es scheint, weil eine persönliche Bezeichnung leicht zu grobsinnlichen Vorstellungen führt.

Eine Unsterblichkeit der Seele nahm er nicht an; er fand aber den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode vor und wußte den günstigen sittlichen Einfluß des Unsterblichkeitsglaubens zu schätzen.

Ein eigentliches Dogma hat Konfuzius nicht verfaßt, sondern nur Sittensprüche, die oft orakelhaft sind; es ist daher ganz unbegründet, ihn zu einem Religionsstifter zu stempeln. Seine Lehren sind durchaus weltlich, durch Nüchternheit, scharfen Verstand und weltmännische Klugheit ausgezeichnet. Sie enthalten nur die Verheißung, daß, wenn Jeder oder nur die Mächtigen durch ihr wirksames Beispiel die Sittenlehre befolgen, daß dann das Dasein der Menschheit (die chinesische) wohl gebessert, ja bis zu den Grenzen der erreichbaren Vollkommenheit erhoben werden könnte.

Konfuzius will das Glück der Menschen auf dieser Erde nicht durch das Individuum, sondern von Staat und Familie aus begründen. Er fordert deswegen unbedingte Gewalt und Autorität der Eltern und Höheren, die von Gerechtigkeit und Menschlichkeit geleitet sein sollen und kindlichen Gehorsam der Untergebenen. Er betont wiederholt, daß durch ein gutes Beispiel, das von oben, von Staatsstellen gegeben werde, die Glückseligkeit zu erreichen sei, denn dieses reiche hin, um den Niederen wieder auf den rechten Weg zu bringen, wenn er durch äußere Einflüsse auf Irrwege geraten sei.

Den Frauen weist Konfuzius nur die Stellung als Dienerin des Mannes an.

Konfuzius war als Mensch und Lehrer das verkörperte Chinesentum; in dieser nationalen Eigenart seines Denkens hat die sonst unerklärliche Erscheinung zum großen Teil ihre Begründung, daß eine Lehre, die weder durch die Neuheit, noch durch die Originalität ihres Inhalts hervorragt, mehr wie 2 Tausend Jahre hindurch eine fast unbedingte Herrschaft über das zahlreichste Kulturvolk der Welt bewahrt hat.

c) Das Leben und Wirken von Konfuzius in späteren Jahren.

Schon i seinem dreißigsten Jahre hatten sich bereits vornehme Ji ger um Confuzius geschaart; der Ruf des Meisters wuchs dadurch und er wurde an jedem Fürstenhof mit den höchsten Ehren empfangeu.

In seinem neunundvierzigsten Jahre (500 v. Chr.) finden wir Confuzius im Staate des Fürsten von Lu als Bürgermeister wo er alles bis zur Kost von oben herab regelte und damit großen Erfolg in Herstellung der öffentlichen Ruhe ꝛc. erzielte. In Folge dessen wurde er zunächst zum Minister öffentlicher Arbeiten, dann für Kriminaljustiz berufen. Maitressenwirtschaft verleitete Confuzius den Aufenthalt daselbst, worauf er nach Wai zog, von da dann von einem Staat zum anderen wanderte, wie solche in China zu jener Zeit viele bestanden.

Zu Lebzeiten des Confuzius nahmen die Großen des zersplitterten Reiches seine Lehre nicht an; er starb hoch betagt, enttäuscht und ohne Hoffnung, daß bessere Zeiten kommen würden, im Jahre 475 v. Chr. in seinem Heimatsstaat Lu. Doch gleich nach seinem Tode begann schon der Kultus seiner Person.

Bis zum Jahre 194 v. Chr. war der Kultus des Confuzius schon in dem Grade entwickelt, daß die „Hau=" Dynastie an seinem Grabe in Lu bereits einen Stier

opferte. Im Jahre 1 n. Chr. wurde er nachträglich in den Herzogsstand erhoben. Seit 54 n. Chr. sind für ihn Opferfeste eingesetzt und man begann für ihn Tempel zu errichten, so daß jetzt jeder größere Ort seinen Confuzius-Tempel hat und zu den berühmtesten große Wallfahrten stattfinden.

Auch die Schüler von Confuzius wurden kanonisiert, deren Ahnentafeln rechts und links neben der seinen im Tempel aufgestellt sind, und beläuft sich die Zahl derselben auf 86.

Dem chinesischen Gelehrten gilt heute nur die Lehre des Confuzius als der rechte Weg.

6. Die Religion des Buddha

vereint die meisten Bekenner auf sich von allen Religionen.

Um beurteilen zu können, welchen Einfluß eine Religion auf die Gesinnung ihrer Anhänger ausübt, muß man sie von Grund aus kennen lernen. Die buddhistische Religion ist nicht auf chinesischem Boden entstanden, sondern hat ihren Ursprung in Indien, weshalb wir den geschätzten Leser bitten, uns dahin zu begleiten.

Die buddistische Religion ist diejenige Religionsform, welche vom nördlichen Indien ausgehend, sich dem Brahmanismus entgegensetzte.

Der Name Buddhismus kommt von den Sanskritwort „Buddha" (der Erweckte, Erleuchtete). Man versteht darunter einen Mann, der die Erkenntnis der Wahrheit ꝛc. erlangt hat und sie der Welt vor seinem Entschwinden mitteilt. Die Zahl solcher Buddha, die als Lehrer aufgetreten sind und noch auftreten, ist nach dem Dogma der Buddhisten unendlich.

a) Der Gründer des Buddhismus und seine Lebensgeschichte.

Der historische, der einzig wirkliche Lehrer und Begründer des Buddhismus ist der Königssohn aus dem begüterten Adelsgeschlechte der Sakja, welchem im siebten Jahrhundert v. Chr. die Ebene am Ganges und die Ge-

gend nördlich davon bis an den Himalaya unterthan war. Der Zweig der Sakja, aus dem er stammte, führte den Namen Gokama, und so wird Buddha häufig von seinen Zeitgenossen genannt. Sein Vater hieß Suddhodama, seine Mutter Maga oder Majadevi, er selbst erhielt den Namen Siddhattha, sein „kirchlicher“ Name, den er erst später annahm, ist Buddha, wie wir ihn in der Folge nennen.

Nach einer Legende wurde Buddha auf unbefleckte Weise empfangen (gleich wie Christus später auch), nur mit dem Unterschied, daß sich ein weißer Elephant aus der Götterregion herab senkte, und als fünffarbiger Lichtstrahl in den Leib seiner Mutter einging; wo dann durch die rechte Seite oder Achselhöhle seine Geburt erfolgte.

Buddha wurde im sechsten Jahrhundert v. Chr. in der Hauptstadt Kapilawatthu geboren. Seine Mutter starb 7 Tage nach der Geburt des Knaben und wurde er von seiner Tante in all der Ueppigkeit eines vornehmen indischen Geschlechts auferzogen. Er heiratete frühzeitig und es wurde ihm ein Sohn geboren, der später in den geistlichen Stand trat. Mit 29 Jahren wurde ihm sein bisheriges Leben zum Eckel, er verließ Weib und Kind und zog als Bettler in die weite Welt. Es wird berichtet, daß ihn von jeher Hang zur Einsamkeit auszeichnete, und daß er schon in seiner frühesten Jugend Proben seiner außerordentlichen Begabung gab. Nachdenken über die Hinfälligkeit des menschlichen Körpers soll ihn dazu bestimmt haben, dem Thron zu entsagen, sein Weib und seine hohe Umgebung zu verlassen. Der wirkliche Anlaß zur Wahl eines anderen Lebensweges dürfte Unglück im Krieg und die Vertreibung von seiner Familie gewesen sein.

Die Lehrer, die er aufsuchte, sowie die 6 Jahre langen Kasteiungen brachten ihm die gewünschte Erleuchtung; nach siebenjährigem Kampf und Suchen wurde ihm endlich dieselbe unter einem Feigenbaum zu teil. Die Buddhisten halten den heute noch bei Buddha Gaga

stehenden uralten Feigenbaum für denselben, unter welchem Buddha die Erleuchtung erhielt.

Von dieser Zeit an datiert seine Lehrthätigkeit; seine erste Predigt hielt er bei Beores vor fünf Mönchen, die er schon früher getroffen hatte und die jetzt seine ersten Schüler wurden. Die Zahl seiner Anhänger wuchs schnell; seine Lieblingsschüler waren Sariputta und Moggallana, sowie der König Bimbisara, der während seines ganzen Lebens ein eifriger Freund und Beschützer des Buddha blieb. Auch Bimbisaras Sohn (Adschatasattu), der den Vater ermorden ließ, trat später zum Buddhismus über.

Unter mancherlei Unzuträglichkeiten zog Buddha predigend und Anhänger werbend im Lande umher, bis er, 80 Jahre alt, im Dorf Beluva um das Jahr 480 v. Chr. an dem Genusse von fettem Schweinefleisch, das ihm einer seiner Anhänger vorgesetzt hatte, starb. — Die spätere Tradition, namentlich die nördlichen Buddhisten, haben sein Leben märchenhaft ausgeschmückt und mit Zeichen und Wundern aller Art umflochten.

Buddha war Zeitgenosse der sieben Weisen Griechenlands.

b) Die Lehre von Buddha.

Aus den alten Texten ergiebt sich, daß Buddha nur einer von den vielen Lehrern war, die damals gegen den Brahmanismus in dem östlichen Indien auftraten, und daß er alle seine Rivalen in den Schatten stellte. Schriftliches hat er nicht hinterlassen; der Gebrauch der Schrift war in jener Zeit in Indien sehr gering.

Die Kritik hat nachgewiesen, daß Buddha vieles zugeschrieben wird, was von den Führern der verschiedenen Schulen später gelehrt wurde. Seine und seiner Anhänger spätere Lehre lassen wir hier folgen, wie sie nach den neueren Forschungen festgestellt wurde; sie spricht sich am deutlichsten in den sogenannten vier Wahrheiten aus.

1. Der Mensch, das lebende Wesen, die Folge der Existenz, das ist mit anderen Worten: alles was existirt ist dem Leiden unterworfen.

2. Die Entstehung des Leidens durch die Existenz. (Die Folge von Ursache und Wirkung dieses Leidens hat seinen Grund in der menschlichen Leidenschaft).

3. Das Aufhören des Leidens durch Aufhören der Befriedigung an der Existenz selbst, (d. h. die Befreiung von Leidenschaft befreit von Leiden).

4. Der Weg und die Mittel um dahin zu gelangen, daß man an der Existenz keinen Genuß mehr findet. Dieser Weg ist der heilige achtgliederreiche.

Die nachstehenden 5 Gebote, welche für alle Buddhisten bindend sind, sind viel deutlicher ausgedrückt, als die vorstehenden 4 Wahrheiten. Sie lauten:

1. Du sollst nicht tödten.
2. Du sollst nicht stehlen.
3. Du sollst nicht unkeusch leben.
4. Du sollst nicht lügen.
5. Du sollst nicht berauschende Getränke trinken.

Zu diesen Verboten, welche alle Pflichten des Laien einschließen, treten noch die Forderung einer unbegrenzten Freigiebigkeit und weitgehende Nächstenliebe, die sich auch auf Tiere erstreckt.

Der Mönch hat noch eine Anzahl andere Gebote zu beobachten, die für den Laien nicht obligatorisch, aber verdienstlich sind, wie das Schlafen auf einer Matte auf dem Erdboden, nicht Guirlanden zu tragen und nicht Parfüm zu gebrauchen und dergleichen mehr.

Der Mönch verpflichtet sich zur absoluten Keuschheit und Armut und hatte sehr strenge Vorschriften über Nahrung, Kleidung und Wohnung. Die Nonnen waren den Mönchen untergeordnet und hat Buddha dieselben nur sehr widerwillig und nach langem Zögern zugelassen.

Da der Buddhismus keinen Gott kennt, so fordert er auch keinen Kultus. Es fanden in alter Zeit nur bestimmte Versammlungen der Mönche statt, in denen

die Beichtformel vorgelesen wurde, wo die Mönche etwaige Vergehen sühnten. Reliquiendienst und Wallfahrten zu heiligen Städten schienen sich schon frühzeitig herausgebildet zu haben, die später gang und gäbe wurden.

Vom Eintritt in die Gemeinde waren in alter Zeit Leute ausgeschlossen, die mit schweren körperlichen Gebrechen oder Krankheiten behaftet waren, schwere Verbrechen begangen, verschuldet waren und alle, die im Abhängigkeitsverhältnis zu anderen standen. Sonst konnte jeder vom 20. Lebensjahr an Mitglied werden und jeder, auch der Mönch, ohne weiteres wieder austreten.

c) Buddha als Religonsstifter und sein Einfluß auf die Gesittung der Völker.

Die Lehre Buddha hatte ursprünglich vorwiegend einen „sozialen" weniger einen religiösen Charakter; er zerriß das Gewebe, welches die Brahmanenpriester über ganz Indien, zum Nachteil der Gesammtbevölkerung, gezogen hatten.

Das künstliche System der Brahmanenpriester und ihre Philosophemen ließ ihn unbefriedigt, er überzeugte sich von der Nutzlosigkeit, ja von dem schädlichen Einflnß ihrer Zeremonien und Kasteiungen; es ekelte ihn ihre Ausbeutung des Aberglaubens und ihre pharisäischen Lehren an, nach welchen sie allein als Priester zur höchsten Glückseligkeit gelangen können. Dieses veranlaßte ihn sich über die Schranken der Kasten hinwegzusetzen, er zog predigend im Lande herum und mied nicht, sondern suchte die Berührung mit Unglücklichen. (Diese sind ohnehin einer neuen Lehre am zugänglichsten.)

Er begann mit der Zerstörung eines verrotteten Systems und wurde durch den überwältigenden Einfluß seines mannhaften Auftretens und der Klarheit seiner Rede, ohne es zu wollen, der Gründer einer neuen Religion. Im dritten Jahrhundert v. Chr. war seine Lehre

in Indien sozusagen Staatsreligion, und der Einfluß der Brahmanen gebrochen.

Wer den Buddhismus richtig beurteilen will, darf nicht vergessen, daß dieser niemals etwas anders sein wollte als eine indische Religion, und das Denken und Lehren seines Stifters ein durchaus indisches war. Den Buddhismus mit dem Christentume ohne weiteres zu vergleichen und über den Buddhismus den Stab zu brechen, wäre verkehrt.

Eine andere, noch unentschiedene Frage ist es: ob eine Einwirkung buddhistischer Vorbilder auf die christliche Evangelienlitteratur statt gefunden hat. In dem Leben und den Lehren von Buddha und Christus finden sich unzweifelhaft manche Parallelen, so unter anderem die Versuchungsgeschichte. Die Versuchungsgeschichte finden wir auch noch in anderen Religionen von 1000 Jahren früher, so z. B. die des Zoroaster. Ob hierfür eine gemeinschaftliche Quelle vorliegt, bleibt noch zu untersuchen.

An eine direkte Entlehnung des Christentums aus dem Buddhismus ist wohl nicht zu denken, denn die Verschiedenheit ist doch immerhin eine große, wenn sich auch viele Aehnlichkeit zwischen beiden vorfinden, die sich aus gleicher Lage, Stimmung und Verhältnisse ergeben haben.

Als Religionsstifter ist Buddha Zoroaster, Christus und Mohammed an die Seite zu stellen.

d) Die Entwicklung des Buddhismus.

Buddha hatte bei seinem Tod keinen Nachfolger eingesetzt, dies vielmehr direkt abgelehnt; es konnten mithin Reibungen unter den Mönchen und Spaltungen in der Gemeinde nicht ausbleiben, und es traten auch gleich nach seinem Tode verschiedene Meinungen auf.

Auf dem 2. Konzil, welches 100 Jahre nach Buddhas Tod abgehalten wurde, ward beantragt, aber nicht angenommen: — es solle alles was der Vernunft nicht

entgegen sei, als seine wahre Lehre angesehen werden. Bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts nach Buddhas Tod sollen sich nicht weniger als 18 Sekten mit eigenen Klöstern abgesondert haben.

Später wurde behauptet: Buddha habe seine Vorträge den geistigen Fähigkeiten seiner Zuhörer angepaßt und dieselbe Lehre oft in verschiedener Weise vorgetragen, wodurch ihr wahrer Sinn zweifelhaft geworden sei. Das Suchen nach dem wahren Sinn bildete nun die Aufgabe aller Schulen; der Spielraum war hierbei ein sehr großer, da die Worte Buddhas erst im 3. Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet wurden.

Zur Staatskirche wurde der Buddhismus unter dem König Asoka, und weisen seine Inschriften nach, daß er nach seinem Uebertritt einige Beamte einsetzte, um Zucht und Ordnung in der Kirche aufrecht zu erhalten; trotzdem drängten sich viele schlechte Elemente in die Klöster.

Das 3. Konzil brachte die Anschauung des Maggaliputta zur Geltung, wodurch eine Spaltung unter dem nördlichen und südlichen Buddhismus erfolgte. Von dieser Zeit ab datirt die Missionstätigkeit des Buddhismus nach außerindischen Ländern.

24 Jahre v. Chr. hatte ein tibetanischer Nomadenstamm einen großen Teil Indiens erobert, und ihr mächtigster Fürst Kanischka, der sich 78 n. Chr. krönen ließ, trat zum Buddhismus über. Er berief das 4. Konzil nach Kaschmir, wo nach Annahme der nördlichen Buddhisten die heiligen Texte neu festgestellt und alle Schriften gesammelt wurden. Jedenfalls wurde hier der Kanon der nördlichen Buddhisten festgestellt, der im Unterschied zu dem in Pali geschriebenen Kanon der südlchen in Sanskritsprache verfaßt wurde. So trennte fortan auch die Sprache der heiligen Schriften die südlichen und nörd-Buddhisten.

Die Spaltung in Sekten ging weiter, denn das 4. Konzil hatte keine Zentralleitung geschaffen. Um 194 n. Chr. gründete der Gelehrte Nagardschuna eine

neue Schule, die unter den nördlichen Buddhisten bald großen Anhang fand und sie in zwei Lager teilte. Die Lehre des Nagardschuna pries sich als die bessere, als das große Fahrzeug an, im Gegensatz zu derjenigen Schule, welche Moralität, Beobachtung eines tugendhaften Lebens, das Nachdenken über die Gründe des Seins für genügend hielten und sich darauf beschränkten, das von Buddha Gelehrte weiter auszuführen, — diese wurden das kleine Fahrzeug genannt.

Eine große Rolle spielt bei den Buddhisten das „Nirwana"; das Erlöschen (gleich wie das Verlöschen des Lichtes einer Lampe, welches keine Spur hinterläßt) ist das Ziel menschlichen Strebens. Die leibliche und geistige absolute Ruhe erscheint den Orientalen als das höchste Glück.

Wer den Weg der Entsagung wandelt, welchen Buddha zeigte, meidet die Veranlassung zur Sünde; er wird die volle Einsicht in die Gründe des Daseins und des Jammers erlangen und die Befreiung von späterer Existenz, die vollkommene Vernichtung des Individuums.

Von Philosophen wird das Nirwana als „innerer Frieden" dem Gottesreich des christlichen Evangeliums gleich gesetzt. Später wurde in Hinterindien, Zentralasien, China ꝛc. das Nirwana als Befreiung von Schmerz erklärt.

d) Die Entartung des Buddhismus.

In seinem Mutterland Indien ging der Buddhismus durch Verfolgung und Spaltung in Sekten allmählig zu Grunde; in Ceylon erhielt er sich rein, im Norden entartete er durch Einflüsse mannigfacher Art.

Zum südlichen Buddhismus gehört heute vorzugsweise Ceylon und Hinterindien; zum nördlichen die Länder am Himalaja, besonders Nepal, dann Tibet, China, Japan, die Mongolei ꝛc.

Unter der nördlichen Schule von Nagardschuna, die 194 n. Chr. gegründet, wurde der buddhistische Kultus

auf Aeußerlichkeiten geleitet und dem Buddhismus Götter gegeben; die spätere und letzte Phase, die der Buddhismus durchmachte, war die des Mysticismus und der Magie.

Auch das Mönchswesen ist im nördlichen Buddhismus sehr entartet. Der einfache Bettelstab, der im südlichen Buddhismus meist durch einen Sonnenschirm vertreten wird, ist in Tibet und der Mongolei dem römischen Bischofsstabe ähnlich geworden; auch tragen sie ein Gebetscepter und eine Gebetklingel und der Kultus wird mit großem Pomp betrieben.

Der nördliche Buddhismus hat außer Tempeln noch kleine Kapellen, oft an den Landstraßen oder an Kreuzwegen oder auch mitten in der Steppe angelegt, dann auch Gebettürme bis 100 Fuß Höhe, auch Mauern und Steinwände, auf denen die heilige Gebetsformel eingegraben ist, sowie Gebetsmaschinen auf Bäumen und Felsen, an Häusern und Türmen angebracht, welche mit der heiligen Gebetsformel versehen sind.

Dem Gebet wird eine magische Kraft über die Gottheit zugeschrieben, während es ursprünglich nur den Zweck hatte, Buddha zu preisen und im Betenden den Wunsch zu erregen, er möge selbst dereinst zu gleicher Vollkommenheit gelangen.

Ferner ist bei den nördlichen Buddhisten die Ohrenbeichte eingeführt, die eine große Bedeutung hat. Der Bilderdienst ist vorhanden, der Rosenkranz aus 108 Kugeln bestehend, Kerzen, Opferschalen, Weihrauch und Weihwasser. Die Zahl der Feste ist sehr bedeutend, wobei sich die Priester beim Gottesdienst mit großer Pracht kleiden und es wird eine rauschende Kirchenmusik gemacht. Der Gottesdienst gleicht dem katholischen so sehr, daß katholische Missionäre den buddhistischen Gottesdienst für ein Blendwerk des Teufels erklärten.

Die Priester des nördlichen Buddhismus sind zu Schamanen (Priester, die durch Zaubergesänge die Natur zu beherrschen und Krankheiten zu heilen vorgeben) geworden. Ursprünglich legte man den Namen nur

denjenigen Priestern der niederstehenden Naturvölker bei, welche als Wunderärzte Zauberei trieben und die Vermittelung zwischen Menschen und Göttern besorgten. Bei den Brahmanenpriestern ist dies System am feinsten ausgebildet, sie maßen sich übermenschliche Eigenschaften an und erhoben sich zu fleischgewordenen Göttern.

Das Gebet wird bei den buddhistischen Priestern schamanistisch mißbraucht, es ist zur Zauberformel geworden, indem man demselben eine Wirkung auf den göttlichen Willen zuschreibt. Zu diesem Zwecke ersannen die buddhistischen Priester sogar eine Gebetmaschine, um mittelst der Vervielfältigung die Gottheit zu überlisten.

Auch der Opferdienst, der aus dem reinen Gefühl des Dankes entsprungen, entartet zum Schamanismus, indem die Gottheit als beschenkter Teil erscheint und der Geber für seine Wohlthat (für sein dargebrachtes Opfer) eine Gegenleistung erwartet.

Alle Völker unterlagen auf einer bestimmten Zivilisationsstufe dem Schamanismus. Selbst in Deutschland sind die Hexenprozesse 2c. erst seit kurzer Zeit beseitigt und haben wir hier und da noch Nachklänge davon. Bei der sittlichen Erziehung des Menschen durch die Religion ist man stets der Gefahr ausgesetzt, in schamanistischen Wahn zu verfallen.

f) Welchen Einfluß übt der Buddhismus auf die Gesinnung der Menschen?

In der Gegenwart hat sich zwar der Buddhismus unendlich weit von den einfachen Lehren seines Stifters entfernt, die Priester haben aus eigennützigem Interesse eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Zermonien eingeführt, denen sie eine große Bedeutung beilegen, wodurch die Gläubigen befangen gemacht werden; gleichwohl äußert der Buddhismus auch jetzt noch in dieser entarteten Form einen günstigen Einfluß.

Die Ermunterung zur Tugend bildet zu jeder Zeit einen hervorragenden Zug dieser Lehre, wenn auch das wahre Ziel der Tugend insofern verkannt wird, weil sie nicht „um ihrer Selbstwillen“ geübt werden soll, sondern um die Schmerzen der Existenz zu vermeiden, welche in Folge der Wiedergeburt erduldet werden müssen. Dadurch, daß der Buddhismus das Dasein als eine Quelle von Schmerzen und Qualen betrachtet, verhindert er allerdings seine Anhänger einer vollkommenen Zivilisation zugeführt zu werden. Der Begriff eines obersten, alles regierenden, weit über allen menschlichen Schwächen stehenden Wesens fehlt der buddhistischen Lehre.

Bei der Beurteilung des Buddhismus dürfen wir aber nicht vergessen, daß auch die christliche Kirche ihren Gläubigen im Jenseits den Himmel verheißt, wenn sie auf Erden tugendhaft handeln und daß auch in Europa die berühmten Bücher über Damologie*) vor nicht sehr langer Zeit erschienen und daß es auch noch mehr wie einen Ort giebt, wo Hellseher über das Schicksal der Zukunft befragt werden, wo noch gegen Krankheiten Sympatiemittel angewendet werden, wo noch ausgestellte Reliquien Wunder bewirken sollen 2c. Alle diese Mittel sind nur in der Form von denen unterschieden, welche von den Priestern in buddhistischen Ländern empfohlen werden.

Das gelobte Land für die buddhistische Religion ist Tibet, hier allein hat sich auch ein Oberhaupt dafür aufgeworfen, wie der Katholozismus es im Papst besitzt; es ist deshalb die Geschichte des Buddhismus in Tibet wesentlich eine Geschichte der Entwickelung der Hierarchie.

Die Lehre von Buddha hatten wir in ihren Umrissen und ihrer Entwikelung mitgeteilt, so daß wir nun übergehen können zur:

---

*) Lehre (griech.) von Dämonen.

g) **Einführung des Buddhismus in China.**

Mit diesem Abschnitt treten wir unserem Hauptthema die in China bestehenden Religionen zu zeichnen, wieder näher.

Bereits im 2. Jahr v. Chr. nahm eine Gesandschaft eines indosinytischen Königs buddhistische Bücher nach China für den Kaiser „A-ili“ mit. Im Jahr 61 v. Chr. soll Kaiser „Ming-ti“ in Folge eines Traumes Boten nach Indien geschickt haben, um buddhistische Bücher und Lehrer zu holen. Der Indier „Kaijepa“ ging mit den Boten nach China und soll wichtige Schriften, das Sutra, 42 Abschnitte, ins chinesische übersetzt haben.

Von da ab verbreitete sich der Buddhismus in China schnell und wurde derselbe bereits vier Jahrhunderte n. Chr. zur Staatsreligion. Anfangs des 5. Jahrhunderts sollen die heiligen Schriften ins chinesische übersetzt worden sein. Die folgenden Jahrhunderte brachten dem Buddhismus große Gönner, aber auch große Feinde und Verfolgungen.

Als 1280 die mongolische Dynastie zur Herrschaft gelangte, wurde der Buddhismus sehr begünstigt; von dieser Zeit an bildeten sich aber zwei Schulen oder Kirchen, die der „Fo“ und die des „Lamas“. Die Foisten sind trotz mancher Begünstigung durch die Fürsten stets nur eine geduldete Gemeinschaft geblieben, ohne daß sie zu einer hirarchischen Verfassung und höherer Geistlichkeit gelangten. Der Lamanismus dagegen stellt auch in China, wie in Tibet und der Mongolei, eine streng geschlossene Korporation dar, mit einem Vertreter der Kirche bei Hof.

Vorherrschend ist der Buddhismus in den Provinzen, die an Tibet und die Mongolei grenzen; im eigentlichen China ist er jetzt gegen die Religion des Konfuzius in den Hintergrund getreten.

Mit dem Buddhismus ist der Glaube der Seelenwanderung ins Land gekommen und beherrscht jetzt die Anhänger aller religiösen Sekten.

In seiner jetzigen Verunstaltung ist der Buddhismus zum rohen Heidentum und zum Götzendienst herabgesunken. Der Gottesdienst ist zwar sehr prunkhaft und ist der Klerus und die Bettelmönche überaus zahlreich vertreten, aber die Indolenz, das Cölibat der Priester, ihre freiwillige Armut und ihr lästiges Betteln machen sie den Anhängern des Konfuzius verächtlich.

7. Die christliche Religion.

Von ihr ist die Liebe das Grundprinzip — liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! — sie ist deshalb als eine schöne und humane Religion anzuerkennen, nur schade, daß durch das viele angehängte Beiwerk der Kern derselben fast nicht mehr zu erkennen ist. Vielfach wurde deshalb schon die Befürchtung ausgesprochen, daß es mit der christlichen Religion ergehen würde, wie mit der Religion von Laotse, Buddha rc., welche durch das egoistische Priestertum zu Zerrbildern entwürdigt wurden.

Laotse hat in seiner Lehre als erstes Gebot aufgestellt, die weitgehendste Menschenliebe, die selbst Kränkungen mit Wohlthaten erwidert, zu üben.

Konfuzius empfiehlt an erster Stelle die Menschlichkeit.

Buddha lehrt eine unbegrenzte Freigebigkeit und weitgehendste Nächstenliebe, welche sich auch auf Tiere erstreckt, zu üben.

Alles dies sind Lehren gleich der christlichen, sie sind aber heute vielfach entstellt und in ihrem Ursprung nicht mehr zu erkennen.

Wir hoffen, daß dies der christlichen Religion erspart bleibt, wenn es auch heute schon heißt: thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Thaten, — und von Hoch und Niedrig nur selten im Sinne der Lehre Christus gehandelt wird; auch jetzt bei dem Krieg mit China wird von höchster weltlicher Stelle nicht im christlichen Sinne gesprochen und befohlen.

a) Wann kam die christliche Religion nach China?

Zuerst kam sie in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts durch Nestorianer*) nach China, wie die berühmte Inschrift von Si-ngan-fu in chinesischer und syrischer Sprache bezeugt. Die ersten abendländischen Glaubensboten, welche während der Mongolenherrschaft erst das Innere von Asien, dann China besuchten, haben nestorianische Gemeinden angetroffen, deren Eifersucht ihnen sogar vielfach hinderlich war.

Papst Clemens V. ernannte 1307 einen Bischof für die christliche Gemeinde in Peking, die aber nur bis 1369 bestand.

b) Neue Verbreitung des Christentums.

Beginnt im 16. Jahrhundert, nachdem die Portugiesen den Seeweg nach Indien um das Kap der guten Hoffnung gefunden hatten und 1517 auch nach China gekommen waren.

Im Jahr 1552 kam der berühmte Jesuit F. Xaverius nach China, starb aber bald. Ruggiero kam dann 1579 und 1582 M. Ricci, ebenfalls der Gesellschaft Jesu angehörend; diese sind die eigentlichen Gründer des römisch-katholischen Christentums in China. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts folgten viele andere Jesuiten, von denen sich manche durch Gelehrsamkeit auszeichneten und durch deren Schriften China zuerst in Europa näher bekannt wurde.

Die Klugheit in ihrem Auftreten, die Gewandheit, mit der sie den christlichen Begriff von Gott der An-

---

*) Eine kirchliche Partei, welche 430 in Arabien, Persien und Indien von Nestorius, Patriarch in Konstantinopel gegründet wurde. Derselbe wurde von der Kirchenversammlung 431 zu Ephesos abgesetzt, weil er zwischen der göttlichen und menschlichen Natur Christus scharf unterschied. Gegenwärtig bestehen die Nestorianer nur noch aus zwei unbedeutenden Gemeinden, der Thomas-Christen und der Chaldäischen Christen.

schauung der Chinesen anzupassen verstanden, ihre Duldsamkeit gegen altherkömmliche Gebräuche, gegen die göttliche Verehrung der Ahnen und des Konfuzius, die Pracht in der äußeren Form des katholischen Kultus, der ähnlich wie bei dem Buddhismus war, verschaffte dem Christentum zunehmende Verbreitung unter dem Volke. Eine Anzahl Missionäre verschafften sich in Peking am Hofe des Kaisers durch ihr mathematisches und astronomisches Wissen und ihre Kenntnisse in der Mechanik, wie z. B. der Pater Schall aus Köln durch die Geschicklichkeit in der Stückgießerei, großes Ansehen.

Unter dem mächtigen Schutz des Hofes und der Regierung machte der Katholizismus mächtige Fortschritte, bis es aus Anlaß religiöser Fragen zum Zwiespalt zwischen dem Kaiser und dem Papst kam, hervorgerufen durch die Missionäre und zwar aus folgender Ursache:

Die Anbequemung der Jesuiten an die Gebräuche der Chinesen erregte Anstoß, dazu kam die Eifersucht der anderen geistlichen Orden, namentlich der Franziskaner und Dominikaner, die seit 1630 in China thätig waren, und diese traten beim Papst Clemens XI. als Kläger gegen die Jesuiten auf. Der Papst sandte den Legaten Tourno nach China, um die Handlungsweise der Jesuiten zu untersuchen und verbot den chinesischen Christen alle Teilnahme an den altherkömmlichen, einheimischen Zeremonien.

Der Kaiser Schöng-tsu nahm die Jesuiten in Schutz und verbannte alle anderen Missionäre, sowie auch den päpstlichen Legaten Tourno. Die Sendung eines zweiten Legaten, des Patriarchen Mezzabarba 1720, blieb ebenfalls erfolglos.

Den Chinesen leuchtete es nicht ein, daß sie einer außerhalb China residirenden höheren Autorität als jener ihres eigenen Kaisers gehorchen sollten. Unter dem Kaiser Jung-tschöng (1722—35), Sohn des Schöng-tsu, erging dann 1724 das Edikt, wodurch die Verbreitung

des katholischen Glaubens verboten wurde und von nun an trat eine fast ununterbrochene Verfolgung des Christentums ein.

Als 1805 die katholische Mission eine Landkarte von der Provinz Schan-tung, zur Schlichtung eines bischöflichen Streites nach Rom schicken wollte, die aber von der chinesischen Behörde mit Beschlag belegt wurde, wurde das Missionswesen fast vollständig vernichtet. Der Bischof Dufresne wurde 1814 enthauptet.

Trotz aller Verfolgung bestand das Missionswesen im Geheimen doch fort, wo dann die Kriege, welche England 1840—42 (sogenannter Opiumkrieg), und den England in Gemeinschaft mit Frankreich 1856 gegen China führte, einen höchst ungünstigen Einfluß auf das Missionswesen ausübten. Diese Kriege wurden schon unter „Geschichte" kurz angeführt und konnten dieselben naturgemäß keine andere Wirkung hervorbringen, als daß die Chinesen einen sehr ungünstigen Eindruck von der Religion (der christlichen) der Engländer und Franzosen empfingen, denn die Veranlassung und Durchführung war strikte gegen die christliche Religion.

c) Gaben die Missionen Anlaß zur Ausschreitung gegen sie?

Wir sind der Ansicht, daß dies in dem letzten halben Jahrhundert eigentlich nicht oder doch nur in unbedeutendem Maße der Fall war.

Bei den Verträgen vom 26.—27. Juni 1858 und der nachträglichen Konvention vom 24.—25. Oktober 1860, die China mit England und Frankreich zu Peking und später auch mit anderen Staaten abschloß, war unter anderem auch die Bestimmung enthalten, daß den Angehörigen christlicher Glaubensgenossenschaften Sicherheit der Person und des Eigentums, sowie freie Ausübung ihrer Religion, und den ins Innere von China reisenden Missionären, wenn sie mit Pässen versehen, wirksamer

Schutz zugesichert wurde; auch sollte der Uebertritt der Chinesen und die Ausübung der christlichen Religion erlaubt und straflos sein.

Trotz dieser Bestimmung gab der Haß der Bevölkerung gegen die Europäer, der durch die schon erwähnten Kriege hervorgerufen und begründet war, und die Erbitterung der Gelehrten, besonders der Verehrer von Konfuzius gegen die Missionäre noch später Veranlassung zu mehreren blutigen Auftritten.

Die Missionäre suchen den Sitten und Gebräuchen der chinesischen Bevölkerung möglichst Rechnung zu tragen; sie sprechen chinesisch, tragen die Landeskleidung, sogar den Zopf, selbst schwedische blondhaarige Missionärinnen tragen chinesische Kleidung. Sie mögen wohl durch Zudringlichkeit in ihrem Bekehrungseifer etwas lästig geworden sein (ähnlich wie bei uns die Heilsarmee), sonst haben sie aber nichts gethan, (wie wir später sehen werden), das den Haß und die Verfolgung gegen sie hervorgerufen hätte, es hat dies vielmehr ganz andere Ursachen.

So wurde der jetzige Aufstand nicht etwa durch die Missionäre hervorgerufen, sondern durch die europäischen spekulierenden Großkapitalisten, wie schon in den Vorbemerkungen gesagt wurde, die eine Menge Leute nach China zu wandern veranlaßten, zum Zweck, Bergwerke anzulegen, Fabriken zu errichten und Eisenbahnen zu bauen, zu welchem Zweck unter anderen eine große Zahl Ingenieure anlangte, um das Land zu durchforschen und zu vermessen. Dies war für das chinesische Volk das Zeichen, daß bald noch mehr Fremde ins Land kommen, noch mehr Eisenbahnwege gebaut würden, wodurch das Gewerbe der starken Leute, die als Lastträger, Karrenschieber ꝛc. längs den alten Landstraßen ihren Lebensunterhalt verdienen, völlig ruinirt würde.

Breite Volksschichten wurden durch diese für sie bedrohlichen Aussichten zunächst beunruhigt und dann in anhaltende Erregung und starke Gährung versetzt, welche

schließlich zum Ausbruch kam, wobei die Missionen in Mitleidenschaft gezogen wurden.

d) **Der jetzige Stand des Missionswesens in China.**

Nachdem durch die Verträge von 1842—60 mit den Westmächten das Christentum in China gestattet war, trafen zahlreiche Missionäre in China ein und begannen ihre Wirksamkeit.

Nach Angabe der Zeitschrift „Roma“ sollen jetzt unter 41 Bischöfen 664 europäische und 559 eingeborene chinesische Priester stehen und 1692818 Bekenner der katholischen Konfession haben. Sie besitzen 3000 Kirchen und Kapellen, 2000 niedere und 34 höhere Schulen. Auch wurden Hospitäler und Waisenhäuser von ihnen in den verschiedenen Provinzen errichtet, die nicht wenig zur Bekehrung der Chinesen beitrugen.

Jünger ist die evangelische Mission, die erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit Uebersetzung der Bibel begann, aber erst später festen Fuß fassen konnte.

Außer verschiedenen englischen, amerikanischen 2c. sind auch deutsche Missionen daran beteiligt. Protestantische Missionen giebt es 40 mit einem Priesterstand von 1300 ausländischen, darunter nur 34, welche die deutsche Sprache sprechen, und 700 Frauen und 1657 chinesische Missionäre; die Zahl der Bekenner beträgt im Ganzen nur 50000.

Mit der Zahl der Bekehrten können sie sich mit den Katholischen nicht messen, doch wird es auch von katholischer Seite anerkannt, daß sie mit deutscher Gründlichkeit, Sitten, Sprache und Land studieren und durch Anlegung von Krankenhäusern, Schulen 2c. sehr einflußreich gewirkt haben.

Mit diesem Wirken geben die Missionen den Chinesen sicher keinen Anlaß zur Verfolgung, der Hauptgrund dazu liegt außerhalb des Wirkungskreises der Missionen.

e) Das gegenseitige Verhalten der katholischen und evangelischen Missionen.

Die Geistlichen der beiden Konfessionen machen es in China wie anderwärts, indem sie sich bemühen, gegenseitig Schäfchen abzufangen. Die evangelischen Missionäre beschweren sich, daß die katholischen Missionäre in der Wahl der Mittel nicht wählerisch sind, um Bekenner zu bekommen.

In Schantung gründeten die amerikanischen Presbyterianer 1861 eine evangelische Mission, nach welcher bald 7 weitere protestantische Gesellschaften folgten, die es auf 20000 evangelische Christen brachten. In ihrem letzten Jahresbericht klagen nun die Presbyterianer über die katholische Propaganda in ihren Gemeinden und schreiben darüber:

„Die unchristliche Politik der römischen Kirche hat uns Verwirrung gebracht. Die Priester haben planmäßig unsere Kapellen aufgesucht mit der Absicht, Proselyten zu gewinnen. Einigen unseren Christen haben sie Geschenke angeboten, in einem Fall in der Höhe von 600 Mark und haben Bogusschulen (Bogus, ein Trank aus Rum und Syrup) in einigen unseren Stationen angelegt, um die Habgierigen durch das Versprechen freier Beköstigung und freien Unterrichts anzulocken. Eine ganze Außenstation ging zu ihnen über; sie war seit Jahren in einem schwächlichen Zustand.

Die Gründe für diesen Wechsel, wie sie die Deserteure selbst angaben, waren folgende: Nachsicht für Nichtbeobachtung des Sabbaths, Gestattung des Spiels und Opiums, Befreiung von kirchlichen Steuern und Schutz in Zivilklagen.“ — Auch gegen kriminelle Klagen sind sie zum größten Teil geschützt, weil sie als Christen unter dem Schutz der auswärtigen Mächte stehen, weshalb sich viele mit defektem Charakter in die christliche Kirche aufnehmen lassen.

Das geschilderte Vorgehen der katholischen Geistlichkeit zählt eigentlich zum unreellen Wettbewerb.

Wir haben schon früher mehrmals die nachstehende, fast unglaubliche Nachricht gelesen, welche die Post in neuester Zeit auch bringt, weshalb sie hier ebenfalls Platz finden soll. Sie lautet:

„Im Frühjahr 1899 gab die chinesische Regierung dem lange geübten Druck des französischen Gesandten nach und veröffentlichte ein Dekret, in dem den Priestern der katholischen Mission im ganzen Lande Beamtenrang verliehen wurde. Bischöfe rangiren mit Vizekönigen und Gouverneuren, gewöhnliche Priester mit Toatais, deren Jurisdiktion sich über zwei oder mehr Bezirke ausdehnen."

Die solchermaßen den Priestern verliehene Stellung gestattet ihnen die Entfaltung eines Pomps, der die Macht in den Augen des chinesischen Volks gewaltig vergrößert.

f) Wie faßt das chinesische Volk den Uebertritt zum Christentum auf?

Die Chinesen betrachten es als eine große Schande, wenn jemand die Religion seiner Väter verläßt; es erscheint in den Augen aller Gebildeten bis herunter zum geringsten Mann unverzeilich, das Verlassen der von Konfuzius vorgeschriebenen Moral und das Aufgeben der Verehrung der Ahnen. Für die Chinesen bedeutet es so viel als das Verlassen aller Moral und die Auflösung aller Bande, die den Einzelnen an die Familie und den Staat bindet. Auch in Deutschland hält man nicht viel von den Leuten, die ihre Religion wechseln, man spricht sogar geringfügig von den Prinzessinnen, die, um auf den Thron zu gelangen, ihre Konfession (nicht die Religion) wechseln.

In allen Plätzen, wo Missionen gegründet werden, spaltet sich die ursprüngliche Gemeinde in zwei Teile, der eine Teil ist sehr zahlreich, welcher die Staatsreligion beibehält und unter Staatsschutz steht; der andere, der nur wenige, meistens verbitterte bekehrte Christen zählt, steht unter dem Schutze der Mission. Dieser Schutz wird häufig mißbraucht.

Als die Missionäre während des letzten Jahrhunderts in Folge der den Chinesen aufgezwungenen Verträge mit anderen Nationen eine so große Macht erlangten, wie sie sonst nur den chinesischen Beamten zustand, so gab dies für die eingeborenen chinesischen Christen Veranlassung zur Anmaßung, die dann den allgemeinen Unwillen hervorrief; daraus entstanden bald öffentliche Krawalle.

Der Schutz, den das Christentum bietet, veranlaßte auch viele aus schlechten Kreisen zum Christentum überzutreten, um Straflosigkeit für ihre Verbrechen und Schutz bei den Missionaren gegen die Staatsgewalt zu finden.

Die gut denkenden Chinesen wollen die Religion nicht aufgeben, die sie von ihren Vätern überkommen haben und eine andere annehmen, welche ihnen fremd ist, (deren Bekenner, die Europäer, sich namentlich in den Kriegen von 1840—60 von einer äußerst unschönen Seite gezeigt haben). Daraus folgt, daß die zum Christentum Bekehrten in großer Zahl aus unehrlichen Leuten bestehen, die unter dem Deckmantel der Kirche sich verbergen, um gefahrlos Prozesse anzuhängen und ihre Landsleute zu schädigen ꝛc. Die weitere Folge war: daß das Empfinden des chinesischen Volkes gegen die Christen sich öfters in Entrüstung und Zorn kund gab, und daß die chinesischen Christen selbst bei den dortigen europäischen Christen in schlechtem Ruf stehen.

Der Fehler, den die Missionare machen, besteht darin: daß sie jeden Taugenichts gegen die chinesischen Behörden in Schutz nehmen, sobald er den Titel eines Christen führt. Die weitgehende Macht, die den Missionaren eingeräumt ist, und Furcht vor einem christlichen Skandal schützt dann meistens die Verbrecher vor Verfolgung und Strafe von Seiten des Staats.

g) Sind die übergetretenen Chinesen auch zuverlässige Christen?

Nach den Mitteilungen zu schließen, welche die Missionare darüber machten, so ist auf eine Beständigkeit der Bekehrten nicht zu zählen.

Ein Missionar traf seine Bekehrten dabei an, wie sie Buddhistische Götter verehrten, und dieselben, nach einer langen Dürre, um Regen baten. Als er diese deswegen zurecht wies, antworteten sie ihm: — „Deine Götter haben uns nicht erhört, wir versuchen es jetzt mit unseren Göttern!"

Ein prot. Missionär übertrug während seiner Abwesenheit zeitweilig einem chinesischen Christen in Peking die Besorgung der Kirche und den Gottesdienst, indem er glaubte, nach 7 jähriger Erfahrung an ihm nicht zweifeln zu können. Als der Missionar nach Peking zurückkehrte, erfuhr er: — daß sein Stellvertreter in der Kirche eine Spielhölle etablirt habe.

Manche Chinesen wenden sich auch aus Spekulation dem Christentum zu, indem sie sagen: Buddha Gott ist gut, christliche Götter (Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist) sind auch gut, mehr Stück Götter noch besser.

Hier ist wohl die Frage am Platz: ob es nicht richtiger wäre, Zeit und Geld in Deutschland zu verwenden, statt in China, wo die Bewohner mit ihren Religionen zufrieden sind, die sie auch als göttliche betrachten, wie die Christen die ihre, die ihnen Beruhigung gewähren und keine Gewissensskrupel bereiten und von denen sie sich eben so wenig trennen und zum Christentum bekehren wollen, als die Europäer zu den Lehren der chinesischen Religionen.

h) Welchen Einfluß übt der jetzige Krieg auf das Missionswesen in China aus?

Jedenfalls einen höchst ungünstigen; denn der gegenwärtige Krieg, welchen die verschiedenen Mächte mit China führen, wird von maßgebender Seite als ein Sühne- und Rachekrieg bezeichnet, und was eine Vergeltung und Rache für eine Wirkung auf das Missionswesen ausübt, darüber sprechen sich die „kleinen Missionsschriften" wie folgt aus:

„Mit großem Schmerz hat man es in protestantischen Missionskreisen gesehen, daß die katholische Mission das Sühnegeld für die beiden ermordeten Missionäre, deren Tod der Anlaß zum Einschreiten für die deutsche Regierung geworden ist, angenommen hat. Für den der römischen Mission erwachsenen Schaden zahlte die chinesischen Regierung 20,580 Mk., zur Erbauung dreier Sühnekirchen steuerte sie je 452,760 Mk. bei, ferner 164,640 Mk. zum Bau von sieben sicheren Missionshäusern, zusammen 1,548,500 Mk.

Nun ist es ja gewiß sicher, daß jeder Staat seine Anhörigen gegen Unrecht und Gewatthat im fremden Lande schützen soll und muß;*) aber nicht Sache einer christlichen Missionsgesellschaft darf es sein, nach Rache und Vergeltung zu rufen. Solche Racheakte, wenn von der Mission veranlaßt, verschließen die Herzen der heidnischen Völker nur noch mehr und schädigen die Missionsarbeit für eine lange Folgezeit."

---

*) Wir sind durchaus nicht der Ansicht, daß ein Staat die Verpflichtung hat, seinen Angehörigen, die wegen persönlicher Interessen in fremden Staaten leben, noch besonderen Schutz angedeihen zu lassen; dieselben haben sich vielmehr strikte nach den Landesgesetzen zu richten, in denen sie sich aufhalten.

Die Tradition von Palmerston haben sich heute auch viele Deutsche ohne sie näher zu prüfen als Richtschnur angeeignet: — „der das Leben des geringsten Engländers in den entlegendsten Weltteilen schützen und keinem Sohn des dreieinigen Königreichs auch nur ein Haar krümmen ließ." — Dieses ist schon deshalb nicht richtig, weil sie die Schützlinge zur Anmaßung verleitet und zu Unzuträglichkeiten führt. Uebrigens hat die englische Regierung dies in der Praxis nur bei schwächlichen Staaten durchgeführt.

Gesetzt den Fall, bei uns wird ein Engländer ermordet, so wird der Mörder nach unserem Gesetz verurteilt. Umgekehrt, ein Engländer mordet in Deutschland jemand, so erhält er ebenfalls die gesetzliche Strafe — und von Rechtswegen. Und damit pasta.

In früheren Jahren gingen viele Leute in die Fremde, um sich in ihrem Geschäft auszubilden, um Land und Leute kennen zu lernen. Es war bei den Handwerkern sogar Vorschrift, bevor sie Meister werden konnten, daß sie drei Jahre in der Fremde, außerhalb ihres Staates gearbeitet haben mußten; da wäre eher ein Staatsschutz am

Wir teilen die ausgesprochene Ansicht, daß das Vorgehen der katholischen Mission (der Sühne und Rache) sehr nachteilig auf das Missionswesen sein muß, aber in noch größerem Maße wirkten die zwei Kriege, welche England und Frankreich in der Zeit von 1840 bis 1860 gegen China führten; diese haben Abneigung und Haß gegen alle Fremden (Christentum) und zwar nicht ohne Grund sehr gesteigert. Der jetzige Krieg, der keinesfalls im Sinne des Christentums geführt wird, wird die Abneigung gegen die Fremden noch mehr vermehren. Er kann unmöglich die Chinesen dazu geneigt machen, die Religion derjenigen zu achten und anzunehmen, die auf solche Weise mit ihnen verfahren, sie werden sich vielmehr mit Abscheu von ihr abwenden.

Das christliche Missionswesen in China lernten wir soweit kennen, als es für unsere Schrift nötig ist; gehen wir nun über zu:

8. Mohamedaner und Juden in China.

Um die Schrift nicht zu weit auszudehnen, wollen wir nur noch kurz berichten: Der Islam kam durch den Seehandel der Araber im 7. Jahrhundert nach China und es scheint schon im 8. Jahrhundert eine bedeutende Kolonie in Kanton bestanden zu haben. Der Turm der

---

Platz gewesen, denn diese Leute brachten bei ihrer Zurückkunft Kenntnisse mit, die der Gesammtheit zu Gute kamen. Heute gehen fast nur solche Leute ins Ausland, die den energischen Vorsatz haben, in möglichst kurzer Zeit reich zu werden und reich in die Heimat zurück zu kehren. Sie wenden alle Kraft und alles Interesse auf dieses Ziel, wobei sie oftmals nicht wählerisch in den Mitteln sind, um dieses Ziel zu erreichen. Diese Leute fördern nicht im geringsten die heimatlichen, staatlichen, sondern nur ihr persönliches Interesse, mithin hat auch der Staat keine besondere Verpflichtung gegen sie.

Die Gesandschaften sind ganz überflüssige Einrichtungen, (wenn man sie nicht etwa dazu benutzen will, um Staatsgeheimnisse auszuspionieren), denn wenn eine Regierung mit der anderen verkehren will, so kann dies direkt durch den Telegraph geschehen. Sie sind jetzt vor allem „Sinekuren“ für bestimmte Personen.

dortigen Moschee, den man bei dem Umbau im 14. Jahrhundert stehen ließ, soll aus dem 7. Jahrhundert stammen.

Unter den Mongolenkaisern drang der Islam durch Ansiedelung von Mongolen auch von der Landseite von Nord-West her ein, er ist aber in den inneren Provinzen weniger verbreitet. Die Zahl der Muhamedaner beträgt circa 19 Millionen, zu denen wohl nur wenige eigentliche Chinesen gehören.

Juden sind auch auf dem Landweg nach China eingewandert, die ersten wahrscheinlich von Persien aus, während der Zeit der „Hau-"Dynastie (206 v. Chr. bis 225 n. Chr,), wo der Handel mit dem Westen zu Land seine Blütezeit hatte. Eine alte Gemeinde davon, welche schon vor zwei Jahrhundert in Reiseberichten erwähnt wurde, besteht in Kai-föng (Honau). W. Martin sah hier 1866 ein Denkmal mit dem Datum 1163—65, das über die Erbauung eines jüdischen Tempels berichtet. Diese Juden können zwar in ihrer Sprache die Tora nicht mehr lesen, ihren Glauben haben sie sich aber bewahrt.

Arabische Berichte aus dem neunten Jahrhundert melden, daß Juden sich in „Kansu" befanden, die vermuthlich zur See nach China gekommen sind.

Hiermit haben wir das Wesentliche von denjenigen Religionen, die in China vertreten sind, kennen gelernt, schließen wir diesem noch an:

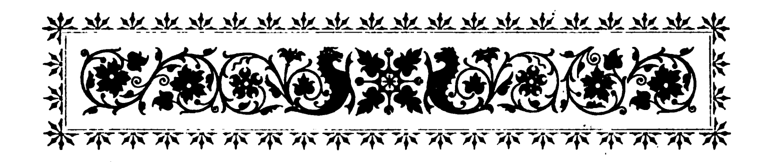
9. Wie groß ist die Zahl der Bekenner der verschiedenen Religionen auf der Erde?

So wünschenswerth es auch in mancher Beziehung wäre, wenn nur eine Religion auf der Welt existierte, weil dadurch manche Anfeindung 2c. beseitigt würde, so sind dieselben nun doch einmal, namentlich das Sektenwesen, äußerst zahlreich, und ist deshalb vorerst an eine Einheitlichkeit nicht zu denken.

Als Hauptreligionen sind gezählt resp. geschätzt:

Religionen:		Bekenner Millionen
1. Buddha und Brahma		684
2. Christen		461,2
darunter römisch-katholisch . .	223	
dto. griechisch u. morgenländ.	99	
dto. evangelische verschiedene Kirchen (u. Sekten)	139,2	
3. Muhamedaner		218
4. Heiden, wenig entwickelter Religionen .		131
5. Juden		7,8
Zusammen		1502





VIII. Kapitel.

Die Kriegsmacht von China.

Dieselbe ist für jetzige Zeit und anderen Mächten gegenüber äußerst mangelhaft.

Von jeher galt den Chinesen der Krieg als ein Unglück und als eine Schmach für die Menschheit; der Soldatenstand ist deshalb nur wenig im Ansehen bei ihnen. Nach der Lehre des Konfuzius ist der Krieg die höchste Schmach und das größte Unglück, welches die Chinesen treffen kann; sie dürfen nach dieser Lehre keine Eroberungskriege führen, ohne sich einer schweren Sünde schuldig zu machen.

Der Lehre zufolge müßte ein Zustand des allgemeinen Friedens vorhanden sein.

1) Wie ist es heute mit dem Weltfrieden bestellt?

Trotz allen Friedensaposteln und Friedenskongressen, einschließlich des vom Kaiser von Rußland angeregten und von den Monarchen beschickten Kongresses zu Haag im Jahre 1899, besteht bis zum heutigen Tag noch das eherne Weltgesetz, daß der höchste Beweis innerer Kraft und Leistungsfähigkeit eines Volkes durch den Krieg angetreten wird.

Vom humanen Standpunkt aus betrachtet ist es traurig, aber es ist heute einmal so, und es ist in absehbarer Zeit keine Aenderung darin zu erwarten, — daß nur die militärische Macht es vermag, einem Volke seine Existenz und Leben zu erhalten! — So lange es Nationale- und Eroberungsstaaten auf der Welt gibt, die nur ihr eigenes, (oft ein sehr egoistisches) Interesse im Auge haben, kann man nicht dazu raten, die militärische Stärke des eigenen Staats auf irgend eine Weise zu schwächen.

2) Das Landheer in China.

Seit den Kriegen mit England und Frankreich in den Jahren 1840—60 erkannte man in China die Notwendigkeit einer besseren militärischen Organisation und Bewaffnung der Armee, und seit 1871, als wegen der Kuldschafrage mit Rußland ein Krieg auszubrechen drohte, hat man verschiedene Heerespläne aufgestellt; jetzt bildet jede der 19 Provinzen, die Mandschurei und die untertänigen Länder je einen selbständigen Heerkörper, so daß deren 23 bestehen, — unter denen aber keine Einheitlichkeit besteht. Auch ist kein einziger Truppenkörper vollständig im Sinne einer europäischen modernen Truppe ausgebildet.

Die Einteilung des Heeres bestand schon vor dem Krieg mit Japan (1894/95), uns ist aber keine neuere bekannt und führen wir dieselbe mit ihrer Stärkezahl in nachstehender Uebersicht an. Die Armee zerfällt in 2 große Teile.

Erster Teil (in der Uebersicht unter 1 aufgeführt) bilden die Mandschurei- oder die 8 Fahnen-Truppen von 258,000 Mann, welche richtiger als Kaste zu bezeichnen sind. Sobald in den feststehenden Etats der acht Fahnen eine Stelle frei wird, wird ein Ersatzmann eingestellt, der aus den dazu berechtigten und verpflichteten Familien der Mandschu oder Mongolen und Chinesen, die sich bei

der Mandschuinvasion auf die Seite der Eroberer schlugen, genommen wird. Bisweilen wird er schon im Kindesalter in die Listen eingeschrieben, hat er dann das gehörige Alter erreicht, so tritt er in den wirklichen Dienst ein und verbleibt in demselben bis ins hohe Alter.

Alle Mannschaften dieser Abteilung sind gehalten, sich an ganz bestimmten, in den chinesischen Kalendern verzeichneten Tagen, an gewissen Punkten zu Uebungen zu versammeln, die mit den primitivsten Waffen ausgeführt werden.

Von dieser Armee wird nur ein kleiner Teil (etwa 85,000) Mann in die Garnisonen der Provinzen gelegt, wo sie einen abgeschlossenen Stadtteil für sich, die Tatarenstadt, bilden, welche den Zweck haben, die monarchische Gewalt der herrschenden Dynastie aufrecht zu erhalten.

Die Befehlshaber der Garnisonen, welche nur höchstens 4500 Mann unter ihrem Kommando vereinigen, haben sämtliche den Rang als Stellvertreter des Kaisers.

Der größere Teil dieser Armee steht in Peking und den umliegenden Garnisonen, sie hat den Polizeidienst zu versehen, den Wachtdienst im Innern der Stadt, an den Thoren, in der kaiserlichen Residenz, den kaiserlichen Kirchhöfen und den ausgedehnten kaiserlichen Jagdgebieten in der Umgegend von Peking. Diese Abteilung stellt auch die Bedienung an dem kaiserlichen Hof und für die Prinzen von Geblüt.

Nur etwa der dritte Teil von dieser Armee ist nach europäischem Muster ausgebildet und bewaffnet und zum Felddienst geeignet.

Der zweite Teil der Heereseinteilung (in der Uebersicht unter 2—6 angeführt), bestehend aus Truppen der 19 Provinzen des eigentlichen China oder Truppen der grünen Fahnen von 539,000 Mann. Dieselben rekrutieren sich aus Chinesen und versehen sie den Polizeidienst in dem eigentlichen China mit.

Bis auf einen geringen Teil sind alle diese Truppen

auf Grund eines Vertrags angeworben, der für das Leben abgeschlossen wird.

Unter diesen sind die angeworbenen, gutbezahlten Freiwilligen von 98,000 Mann, welche als die beste Truppe gelten, mit guten Waffen versehen, und zum Teil von europäischen Instruktoren ausgebildet. Die Feldtruppen von 161,000 Mann sind zum Teil mit modernen Waffen versehen und einigermaßen militärisch ausgebildet.

In jedem Banner sollen Infanterie, Kavallerie und Artillerie vertreten sein; über das Stärkeverhältnis dieser Waffen zu einander wie der Banner überhaupt und ihrer Teile fehlen aber genauere Angaben.

Seit 1895 soll China mehr als 1 Million Magazingewehre importirt haben und hat es auch bis zu einem gewissen Grade gelernt, sich Kriegsmunition selbst anzufertigen.

Die weitere Truppen-Einteilung ist aus der Uebersicht zu ersehen, der zufolge China nur 513,000 für den Kriegsdienst taugliche Mann hat. Deutschland stellt mit den Reserven 3 1/2 Millionen Mann ins Feld, obwohl es nur etwa den 8 Teil Einwohner besitzt.

Die Landarmee von China.

Militärbezirke	Gesamtstärke	für den Kriegsdienst tauglich.
1. Die Mandschuren oder die Soldaten er 8 Fah. bilden den alt n, vielfach günstigten Kriegerstand des Reichs in der Gesamtstärke von .	288,000	—
Davon sind aber nur von Bedeutung für den Kriegsdienst		
Zusammen	288,000	—

Militärbezirke	Gesamtstärke	für den Kriegsdienst tauglich.
Uebertrag	288,000	—
die nach europäischem Muster ausgebildeten und bewaffneten (einschließlich des in der Hauptstadt Peking stehenden 13,000 Mann starken Korps)	—	90,000
2. Die Truppen der 19 Provinzen (des eigentlichen Chinas) oder die Truppen der grünen Fahnen zusammen . . .	539,000	—
Von denen indes für den Felddienst nur zu zählen sind die Yuns (Freiwilligen) .	—	98,000
und die Ljan-Dsjuns . . .	—	161,000
3. in der Provinz Petschili stehen gut ausgebildete Soldaten mit 581 Geschützen, von denen 245 neueren Systems sind	—	99,000
4. Die Truppen von Ostturkestan, sowie des Kuldschagebiets u. von Tarbagatai betragen .	30,000	—
davon sind ausgebildet . . .	—	8,100
5. Die Feldtruppen der Mandschurei sind	—	27,000
6. Die Mongolei hat eine eigene Miliz von	117,000	—
Tibet eine solche von . . .	64,000	—
(von diesen 181,000 Mann sind 14,000 Reiter), unter der Fahne befinden sich aber nur circa	—	30,000
Zusammen	1,038,000	513,100

3) Die Ausbildung der Offiziere und die Oberbefehlszustände der chinesischen Armee.

Die Offiziere der Mandschutruppe erhalten ihre Bildung auf besonderen Schulen; ihre Beförderung in vakant werdende Stellen beruht gewissermaßen auf Erbfolge. Die höchsten Stellen der Bannertruppen sind den Stammesgenossen des Kaisers, den sogenannten Gioramen, vorbehalten, welche ihre Abstammung von dem mytischen Aischin-Gioro, dem Ahnherrn der jetzt herrschenden Dynastie, herleiten.

Bei den der chinesischen Nationalität angehörigen Offiziere geschieht die Beförderung auf Grund eines literarischen Staatsexamens, welches nach denselben Bestimmungen abgehalten wird, wie für die Civilbeamten. Als Ergänzung tritt noch hinzu eine Probe der Kraft, der Gewandheit und eine Prüfung im Schießen. Außerdem sind noch in Tien-tsin und Kanton zwei Militärschulen mit fremden Instruktoren vorhanden und zwei Marineschulen.

Die Bewaffnung der Armee ist sehr verschiedenartig sie besteht aus Bogen, Armbrust, Luntenflinten, Lanze und Speer rc.; die zum wirklichen Kriegsdienst bestimmte Infanterie hat Perkussionsgewehre, Hinterlader und Magazingewehre verschiedener Systeme; die Kavallerie Pistolen oder Revolver; die Feldartillerie Geschütze von Krupp, Nordenfeld, Hotchkiß und andere Systeme.

Die Oberbefehlszustände sind bei den chinesischen Truppen nicht einheitlich. Die mandschurischen Bannertruppen stehen unter einem besonderen Obergeneral der Mandschurei; alle anderen Truppen stehen unter den Gouverneuren (oder Vizekönigen) der Provinzen, denen die Truppen zugeteilt sind. Die Gouverneure der Provinzen stehen ganz selbständig da, und es ist lediglich von ihnen abhängig, ob und welche Heereseinrichtung erdacht und durchgeführt werden.

Dieses mag der Grund sein, daß nach dem Krieg mit Japan (1894/95), wo es sich gezeigt hat, daß eine

Reorganisation der Armee dringend nötig ist, dennoch bis heute nichts von Bedeutung davon bekannt wurde.

Die Befestigungen der verschiedenen Städte sind für die jetzige Zeit wertlose Mauerwerke; auch die Küstenbefestigungen sind nicht widerstandsfähig genug für den heutigen Krieg, und alle Landbefestigungen haben sich im Krieg von 1894/95 als schwächliche Erdwerke erwiesen.

4) Die Kriegsflotte

ist in einem ganz schwächlichen Zustand, sie kommt bei dem jetzigen Kriege gar nicht in Betracht. Nach Angabe von 1896 bestand sie aus:

19 Aeltere Kreuzer
4 Moderne "
23 Meist ältere Kanonenboote, darunter eines mit gepanzertem Turme.
7 Polizei- und Flußkanonenboote
1 Kabelleger
6 Schwimmende Batterien
5 Torpedoboote I. Klasse
15 " " II. "
5 " " III. "
4 Transportavisos
6 Zollkreuzer
1 Segelschiff.

Die Nordflotte ist in dem Krieg mit Japan verloren gegangen, China ist aber bemüht, den Verlust zu ersetzen, wozu sie die deutschen Werften von Schichau in Danzig und Vulkan bei Stettin in Anspruch nimmt.

5) Ist das Heer für China ausreichend?

Für den Hauptzweck, den es zu erfüllen hat, genügt das Militär in seiner jetzigen Verfassung vollständig. Wie in allen monarchischen Staaten hat auch in China das Militär in erster Reihe den Zweck: — die dynastischen Interessen zu schützen — und erst in zweiter Reihe stehen

die Landesinteressen. Wenn die monarchischen Interessen gleichzeitig gefördert oder wenigstens nicht gekränkt werden, so können auch die Landesinteressen für einen Krieg den Ausschlag geben.

In China tritt Gesagtes noch deutlicher zu Tag, wo die Mandschu-Armee, die über das ganze Land verteilt ist, denselben ausgesprochenen Zweck hat, der auch erreicht wird. Wo die Bevölkerung keine anderen Waffen hat, als Bogen, Armbrust und Speer, kann eine Truppe, die mit Luntenflinten ausgerüstet und eingeübt ist, dieselbe leicht in Unterwürfigkeit halten.

Die jetzige Dynastie hat schon seit anderhalb Jahrhunderten keinen Eroberungskrieg unternommen, sie will auch keine Eroberung machen, ihr jetziger Besitz von Land genügt ihr und das Volk wünscht auch keinen Eroberungskrieg. China wurden aber seit 1840 vier Kriege aufgedrängt, und zwar von England, Frankreich und Japan, zu denen sich der jetzige noch gesellt. Für solche Gegner, die ihre Heere gut organisiert und auf moderne Waffen eingeübt sind, genügt das chinesische Heer nicht.

Wenn man weiter mit China so verfährt, so zwingt man dieses dazu, auch sein Heerwesen nach moderner Art einzurichten und zu bewaffnen, wo China die meiste Schwierigkeit bei der Beschaffung der Waffen haben würde, da es selbst nicht die geeigneten Waffenfabriken dafür besitzt. Wir glauben wohl, daß Krupp und andere auch ferner China darin behülflich sein würden, und wenn nöthig, selbst eine Waffenfabrik in China gründen, denn billige, gelehrige und willige Arbeiter sind ja zu haben, und würden diese Fabriken jedenfalls eine große Rente abwerfen, was die Großindustriellen und Großkapitalisten allem andern vorziehen.

China würde allerdings Jahrzehnte gebrauchen, bis es dahin käme; wenn es aber diesen Zweck erreicht hat, so wird China die weltgebietende Macht, denn China ist anderhalb Millionen Quadrat-Kilometer größer als ganz Europa, und hat circa 50 Millionen Einwohner mehr

als dasselbe, und das Menschenmaterial ist das beste, das man sich denken kann. Der Chinese (Arbeiter) ist muskulös, geschmeidig, gewand, ausdauernd, geistig geweckt und, was bei einem Soldaten noch besonders ins Gewicht fällt, bedürfnislos.

Dann könnte in Wirklichkeit die „gelbe Gefahr" für Europa gefahrdrohend werden, wie schon einmal zur Zeit der Hunnen (375—469) und der Mongolen (1240) in der Schlacht bei Wahlstatt. — Unter den jetzt bestehenden militärischen Zuständen Chinas ist eine solche Gefahr nicht denkbar.

6) Wird dem Vorrücken der verbündeten Truppen die chinesische Regierung Widerstand entgegenstellen?

Wir denken nicht! Denn im Interesse des Kaiserlichen Hauses liegt es, keinen Krieg mit den vereinigten Mächten zu führen.

Wir glauben, daß das Kaiserhaus den Aufstand der Boxer, der gegen die Fremden gerichtet ist, gerne sieht und nicht hindernd in den Weg tritt, auch wohl unter der Hand begünstigt, aber solche Bewegungen lassen sich nicht im Voraus bestimmen wie sie enden, und da die eigentlichen Chinesen die jetzige Mandschu-Dynastie immer noch als eine fremde, ihnen aufgezwungene, ansehen, so ist es nicht ratsam für sie, es mit den vereinten Mächten zu verderben; denn es könnte ihr dasselbe Schicksal dann zu Teil werden, wie Napoleon III. im Krieg von 1870, wo ihm sein Thron verlustig ging. In China würde sich allerdings keine republikanische Staatsform bilden, sondern es würde wahrscheinlich die Dynastie Ming den Thron besteigen. Aus diesem Grunde ist anzunehmen, daß das Kaiserhaus keine Truppen zum Kampfe mit den vereinigten Mächten beordert.

Ein tollkühnes Unternehmen ist es aber doch von den verbündeten Generälen mit nur 22,000 Mann den Vormarsch auf Peking zu unternehmen, denn sie werden von der chinesischen Regierung nicht die bindende Zusage erhalten haben, daß sie müßiger Zuschauer bleibt und sie

auf ihrem Weg nur mit dem Boxeraufstand zu thun haben. Wenn die chinesische Regierung den Kampf aufnehmen wollte, so standen derselben zur Verfügung von der Mandschu-Armee 90,000 kriegstüchtige Soldaten, die in der Umgegend von Peking kasernirt sind, dann die 98,000 Mann, die größtenteils in der Provinz Petschili stationirt sind, und welche als die beste Truppe gelten, die mit modernen Waffen ausgerüstet sind. Mit diesen zirka 188,000 Mann*) könnten sie die geringe Zahl der Verbündeten erdrücken.

Daß die chinesische Regierung diese zwei Truppenkörper noch nicht zum Kampf beordert hat, ist wohl der sicherste Beweis, daß das Kaiserhaus keinen Krieg mit den verbündeten Mächten führen will.

Die bestehenden Zustände von China haben wir nun, soweit es für diese Schrift erforderlich, in der Hauptsache angeführt; dieses konnte allerdings nur in groben Umrissen gezeichnet werden, wer sich für Detailausführung interessiert, wolle die einschläglichen Schriften lesen. Es soll noch angereiht werden:

7) Urteile, die über China gefällt werden.

In jetziger Zeit hört man verschiedene ungünstige Urteile über China, wovon nur zwei besprochen werden sollen, in wie fern sie berechtigt sind. Es heißt:

1) Die Chinesen sind ein Kulturhindernis, weil sie dem Völkerverkehr widerstreben.

Daß China schon in alter Zeit bestrebt war, sich abzuschließen, beweist die große Mauer, die allerdings nur zum Schutz gegen räuberische Einfälle von barbarischen Völker aus dem Norden aufgeführt wurde. Mit den

---

*) Ein Bericht, der dem österreichisch-ungarischen Ministerium unterm 30. Juni aus Taku zugegangen ist, führt die einzelnen Truppenkorps und ihre Stärke an, die in der Provinz Petschili und in der Nähe von Peking standen, wonach die Gesamtzahl nur 150,000 Mann betrug.

wenig ruhmvollen Kriegen, welche die Engländer und Franzosen im Jahre 1840—60 gegen China führten, haben sie schlimme Erfahrung gemacht, daß man es ihnen wahrlich nicht verdenken könnte, wenn sie eine Mauer um Süd- und Ostchina aufführen würden, um sich gegen die Ausbeutung von den hoch(?)civilisirten Völkern zu schützen. Uebrigens wurde auf Seite 6 nachgewiesen, daß China schon in alten Zeiten mit verschiedenen Staaten in Handelsverkehr gestanden hat.

2) China ist das Land der Erstarrung, der Dummheit, des Hochmuts, der Lüge, des Egoismus, der Grausamkeit, der Feigheit, kurz des Verfalls in jeder Beziehung.

Bei ruhiger Ueberlegung findet man, daß das Urteil sehr übertrieben, und daß das chinesische Volk doch nicht so schlecht von Charakter ist, als hier behauptet wird. Vielfach beruht es auf Verläumdung, die aus dem Kriege von 1840—60 stammt. Durch die bereits mitgeteilten Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Chinesen ist der geschätzte Leser selbst in der Lage, zu beurteilen, ob und wie weit die Beschuldigungen zutreffend sind; gleichwohl soll doch der erste Satz davon noch besprochen werden, welcher lautet:

China ist das Land der Erstarrung!

Wir wählen dafür solche in China bestehende Zustände, worin schon seit langem keine Aenderung (resp. Verbesserung) eingetreten ist, mithin von einer Erstarrung gesprochen werden kann.

a) Das Cermoniellwesen ist schon aus alter Zeit im hohen Grade ausgebildet und ist das chinesische Volk darin erstarrt; — weil es von Oben so befohlen wird! — Auch bei uns bestehen für das Zeremoniellwesen schon seit langen gewisse Vorschriften, und wurden in neuerer Zeit noch für Kleidertracht befohlen.

b) In der Sprache der Chinesen ist seit 650 Jahren wenig Veränderung eingetreten. Die Sprache und Schrift der Chinesen wurde bereits auf Seite 23 kurz besprochen, und führen wir hier noch aus.

Die Sprache (Aeußerung von Gedanken durch artikulirte Laute*) der Chinesen gehörte zu dem indochinesischen Sprachstamm. Sie besteht aus einzelnen unveränderlichen Wörtern. Zwei weitere charakteristische Merkmale sind ihre einsilbigen Laute und ihre sogenannten Töne, weshalb man sie auch singende oder einsilbige Sprache nennt. Aus der Einsilbigkeit hat man den Schluß gezogen, daß das Chinesisch den ältesten Typus menschlicher Sprache darstellt, ohne zu berücksichtigen, daß sich jede Sprache im Laufe eines mehrtausendjährigen Lebens verändert haben muß. Soweit sich die Geschichte des Chinesischen an einer 4 Tausend Jahre alten Litteratur zurückverfolgen läßt, sind 3 Sprachentwickelungen erkennbar. 1) Die vorklassische Periode. 2) Die klassische Periode mit dem Auftreten des Konfuzius, 600 Jahre v. Ch. 3) Die moderne Umgangssprache 1280—1368 zur Zeit der Mongolenherrschaft.

Die neue chinesische Sprache zerfällt in 6 von einander erkenntlichen Dialekten, die sehr stark von einander abweichen. Der Lautärmste ist der von Peking, der sich auf 420 Lautkomplexe beschränkt, wo hingegen der von Fu-tschou 928 zählt. Jedes Wort hat seinen eigentümlichen Ton, ist der Ton hoch oder tief, gleichmäßig oder ungleichmäßig, langsam oder rasch, steigend oder kurz abgebrochen, so hat das Wort je nach dem verschiedene Bedeutung.

Die chinesische Sprache hat trotz ihren geringen Mitteln einen erstaunlich hohen Grad von logischer Schärfe sowie Kraft, Feinheit und Biegsamkeit des Ausdrucks. — Es kann deshalb von keiner Erstarrung die Rede sein.

c) Die S c h r i f t (Darstellung der Sprache durch sichtbare Zeichen) der Chinesen soll die älteste sein, sie verliert sich im Dunkel sagenhafter Vorzeit, und bestand

---

*) Die zirka 1000 Sprachen die auf der Welt existiren, verursachen viel Unannehmlichkeiten und Belästigung, und könnten die Regierenden ein wirkliche großartiges civilsatorisches Werk ausführen, wenn sie die Einleitung zu einer Weltsprache veranlaßten.

sie aus zusammengesetzten Bildern und Symbolen. Dieser reiht sich die westasiatische Keilschrift und die egyptische Hyroglipheuschrift an, dann folgt die Wortschrift, wo die Wörter durch Bilder dargestellt wurden, dann die Silbenschrift und endlich die Buchstabenschrift mit vereinfachten Zeichen in Form und Zahl. (Der Letztern bedienen wir uns, sie hat sich aber gleich allen Schriften und Sprachen schon oft geändert, so daß man eine Schrift von 1000 Jahren nur schwer entziffern kann.)

Die chinesische Schrift hat sich auch schon mehrfach geändert, und zwar 800 Jahre v. Chr. und 600 Jahre später, wo beide Formen auf zahlreichen Bronzen erhalten sind. So trat auch eine Aenderung um Beginn unserer Zeitrechnung und im 4. Jahrhundert ein, die Chinesen haben es aber noch nicht zu einer Buchstabenschrift, sondern nur zur einer Wortschrift gebracht, d. h. jedes einzelne Schriftzeichen stellt ein Wort dar, und beträgt die Gesamtzahl der Schriftzeichen annähernd 24,000.

Bei der Schrift kann man von einer Erstarrung sprechen, weil schon seit langem keine Verbesserung und Vereinfachung stattfand, die dringend notwendig ist. Es ist für einen Menschen nicht möglich, dem seine Gedanken noch für anderes in Anspruch genommen sind, sich die Unmasse von Schriftzeichen ins Gedächtnis einzuprägen. Dann können die Schriftzeichen nur mittelst Pinsel hergestellt werden, was sehr unpraktisch ist.

Derjenige, welcher es in China in der Sprache und Schrift zu einer gewissen Höhe gebracht hat, wird als sehr gelehrt bezeichnet, gleich wie in Deutschland auch, wo die Herren Professoren der deutschen Sprache und Ortographie für gelehrt gelten, wenn sie auch von allen Lebensverhältnissen so wenig Verständnis haben, als eine Kuh von einem neuen Scheuerthor.

Daß die Chinesen in der Schrift keinen Fortschritt machen, kommt daher: weil sich die sogenannten Fachleute dagegen sträuben; es ist dies begreiflich, denn all ihr Wissen und Können hat nach Einführung einer Neu-

rung keinen Wert mehr, sie müssen von neuem lernen. Unsere Ortographie ist auch mit einem Wust unnützen Zeuges behaftet, das wir nicht los werden können, und wo sich gegen jede Vereinfachung und Verbesserung unsere Fachleute auch dagegen sträuben. (Hoffentlich bringt uns die Stenographie bald eine Verbesserung darin.)

Das gesamte Volk der Chinesen ist gewiß nicht schuld an der Erstarrung in der Schrift, sondern einzig die Gelehrten.

d. In der Landwirthschaft ist in China der Fortschritt, die Bearbeitung des Bodens mittelst Maschinen nicht vorhanden, die nur selten angewendet werden könnten, schon deshalb nicht, weil die Kleinfelder-Wirthschaft vorherrschend ist. Uebrigens steht China schon seit langem, auch heute noch, in Ausnützung des Bodens unerreicht da. Sie haben die Berge in Terrassen abgebaut, was in keinem anderen Lande im gleichen Grade anzutreffen ist; auch die Düngung und Behandlung der Pflanzen, geschieht auf eine vorzügliche Weise.

Welchen Wert sie auf eine richtige und sorgfältige Behandlung des Bodens legen, ist durch ihr Gesetz, (welches Seite 46 angeführt wurde), daß demjenigen, der es unterläßt den Acker zu bebauen oder ihn mangelhaft bestellt, zur Strafe dafür der Besitz des Ackers entzogen und einem fleißigeren überwiesen wird.

e. In der Industrie stand China Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch auf der gleichen Stufe mit den Europäern und den Vereinigten Staaten Nordamerikas, ist aber nicht vorangeschritten.

Seitdem Watt 1768 die erste praktisch brauchbare Dampfmaschine herstellte, sind ganz erstaunliche Fortschritte in der maschinellen Technik gemacht worden, die sich China nicht angeeignet hat. In Deutschland führten sich dieselben nur allmählig und später ein; 1822 hatte Preußen erst zwei, in Württemberg wurde die erste Dampfmaschine 1840 in Betrieb gesetzt, wo hingegen gleich Anfangs des neunzehnten Jahrhunderts Frankreich 200 und

England 5000 in Thätigkeit hatte. Daher kömmt die große Ueberlegenheit der englischen Großindustrie.

Die jetzige Generation betrachtet all die großartigen Fortschritte als selbstverständlich (weil sie dabei aufgewachsen ist). Diejenigen die sich aber zurückerinnern können, als die ersten Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen 2c. angelegt und benützt wurden, werden alles dies mit Staunen betrachtet haben.

8. Welchen Einfluß übt die Einführung der gemachten Fortschritte in China aus?

Ganz Denselben, wie bei uns! Die maschinellen Fortschritte gelangten bei uns nur nach und nach zur Einführung, weshalb die Folgen nicht so plötzlich vor die Augen traten, als in China, wo sie rasch und im Interesse der „fremden" Großkapitalisten eingeführt werden sollen.

In der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung kommen all' die glänzenden und erstaunlichen Erfindungen, die im letzten Jahrhundert gemacht wurden, nicht der Allgemeinheit zu gut, — wie es sein sollte — sondern einige Großkapitalisten eignen sich dieselben an und beuten mittelst derselben die große Masse des Volkes aus; — weshalb man fast wünschen möchte, die Erfindungen wären nicht gemacht worden.

Die Telegraphie ist gewiß eine wunderbare Erfindung und war seiner Zeit in Mayers „Universum" nachstehendes zu lesen:

„Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur von 1789 bis heute durchzulesen, um ein Beispiel aufzusuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugesandt, daß je eine Thräne durch diesen Sturmwind getrocknet, daß je dem Verurteilten rasche Begnadigung zugesprochen. Und finde ich nur ein einziges Beispiel dieser Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen befreunden."

Man muß dem Gesagten in sofern zustimmen, denn

der Telegraph wird heute vorherrschend von den Börsen- und Handelsspekulanten benützt, zum Zweck mittelst falscher Nachrichten das Volk zu plündern oder sonst Lügen zu verbreiten, wie seither über die Zustände in China.

Die gemachten Fortschritte haben das Erwerbsleben schon zum Teil umgestaltet und ändert es sich mit jedem Jahr, aber nicht zu Gunsten der großen Mehrheit des Volkes, sondern zum Vorteil einiger Großkapitalisten, deshalb der beständige Kampf zwischen den kapitalistischen Großbetrieben und den produzierenden Ständen in allen civilisirten Staaten entbrannt ist, (der in Deutschland schon zu Ausnahmegesetzen Veranlassung gab), und der keinenfalls als beendigt betrachtet werden kann, sondern in Zukunft noch in verschärftem Maaße auftritt.

Einen Begriff bekommt man davon, in welch' hohem Grad die Dampfkraft das Erwerbsleben umgestaltet, wenn man sich vergegenwärtigt, was die Dampfmaschinen für ein Arbeitsquantum liefern, und zwar nur die in Deutschland allein und nur diejenigen, welche in der Industrie, Dampfschiffahrt und als Lokomotiven thätig sind, (die auf den Kriegsschiffen und welche das Militär sonst verwendet, sowie die in der Landwirtschaft angewandten ausgeschlossen). Wenn man diese Dampfkraft in Menschenkraft umrechnet, und für die Arbeitsmaschinen, die damit in Tätigkeit gesetzt werden, annimmt, daß sich das Arbeitsquantum dreimal vermehren, so ergiebt es immerhin ein Arbeitsquantum, — wieviel ratet der geschätzte Leser? — daß alle arbeitsfähigen Menschen auf der ganzen Erde nicht die Hälfte leisten könnten.

Viele sogenannte Volkswirte, (daß sich Gott erbarm) wähnen das Heil für Deutschland, wenn es sich zum Industriestaat ausbilde, die Herren sind aber mit ihrer Weisheit um 100 Jahre zu spät aufgestanden, denn während dieser Zeit hat England den Rahm abgeschöpft. Sie schreiben große Werke und Zeitungen, bringen lange Artikel, worin sie meinen, die Ursachen der jetzigen Geschäftsstockung zu beweisen, z. B. weil die Goldzufuhr

aus Südafrika, wegen dem Krieg mit den Buren ausfällt, der hohe Diskonto, der wegen der Geldknappheit eingetreten, weil die Ausfuhr nach China unterbrochen ꝛc. aber den hauptsächlichsten Grund, die Ueberproduktion umgehen sie.

Eine Ueberproduktion bestand schon in ältester Zeit, denn alle Gebäude, Möbel, Straßen ꝛc., welche die Nachkommen überkommen haben, haben die Vorfahren über ihren Bedarf produzirt, dieses war aber nicht so merklich; aber heute, wo jeder civilisirte Staat mit seinen maschinellen Großbetrieben, weit über sein Bedürfnis hinaus fabrizirt, auch alle unkultivierten Staaten in der Lage sind, ihre gewohnheitsmäßigen Bedürfnisse in industriellen Artikeln selbst herzustellen, wird die Ueberproduktion zur Last, und wenn wir so fort fahren, industrielle Artikel zu fabrizieren und die Mondbewohner erbarmen sich nicht, uns von dem Ballast zu befreien, so werden wir schließlich erdrückt davon.

(Der geschätzte Leser wolle gefälligst entschuldigen, daß wir nicht streng bei dem Thema geblieben sind, auch noch abweichen werden, wir hielten es zum leichteren Verständnis für angebracht).

Die Chinesen haben bereits von der Kultur, die von Westen eindringt, durch den Handel Erfahrung gemacht, wie dieselbe auf ihre Zustände wirkt. Es wurden Gegenstände von Massenfabrikaten für den täglichen Gebrauch billiger, und schöner eingeführt als der Chinese sie herstellen kann, und zwar Wolle- und Baumwolle-Zeuge, Nadeln, Messer ꝛc. Dadurch verloren eine Masse Arbeiter, darunter viele Frauen und Kinder, ihren Erwerb und fielen der Gemeinde zur Last.

Die neuen Fortschritte, welche die internationalen Kapitalisten in China eingeführt, sind alle auf Ausbeutung des chinesischen Volkes berechnet. Greifen wir eines der besten heraus, die Anlage der Eisenbahn von Taku nach Peking, was hat sie für das chinesische Volk gebracht?

1. Hat die Bahn ein großes Stück Land beansprucht,

was der Chinese besser zu schätzen und zu benützen versteht als der Deutsche, wo sehr viel Land unnöthig für Bahnen verwendet wurde, auch sonst gut gelegenes schlecht benützt oder verdorben wird.

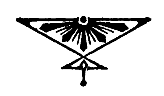
2. Haben alle Leute, welche sich mit dem Transport befaßten, plötzlich ihren Erwerb verloren; sie bilden zum großen Teil die starken Leute der Boxer.

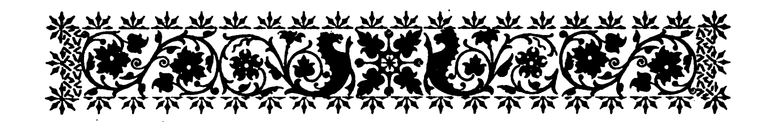
3. Durch das Monopol (natürliches) der Bahn machen die internationalen Kapitalisten die Preise für den Transport ganz willkürlich, und führen das Geld in ihre Kassenschränke. Ganz so wie es die Privatbahnen bei uns gemacht haben und heute noch machen.

Wir finden es begreiflich, daß die Chinesen für die Wohlthat (?), welche die internationalen Kapitalisten ihnen bringen, und mit den Waffen in der Hand ihnen aufgedrängt werden sollen, sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben. — China wird mit der Zeit so nach und nach von selbst die maschinellen Fortschritte sich zueignen, wir sind aber nicht dazu berechtigt, sie ihnen aufzuzwingen, noch weniger dazu, mittelst denselben das chinesische Volk auszubeuten.

Wir leben im Zeitalter der Nationalitäten, und wenn man die nationalen Staaten als berechtigt anerkennt, so ist der logische Schluß, daß jeder Staat berechtigt ist, seine inneren Zustände so zu gestalten, wie es ihm passend erscheint. — Und billig gedacht, müssen wir den Chinesen dieses Recht auch einräumen.

Wir können hiermit die Schrift doch nicht schließen, weil Deutschland an der Chinafrage beteiligt, welches noch besprochen werden muß.





IX. Kapitel.

Was hat Deutschland in China zu erwarten?

Eine Division Militär ist bereits von Deutschland nach China abgegangen, ohne dasjenige, welches schon in China war und noch folgen wird. Nach dem militärischen Aufgebot zu schließen, müssen große Interessen auf dem Spiele stehen, von denen zwei in Vordergrund treten.

A. Stehen für das deutsche Reich große Interessen, besonders Handelsinteressen auf dem Spiel, die gewahrt werden müssen?

B. Ist es notwendig, Sühne von China zu fordern und zu erzwingen für erlittenes Unrecht, und nicht eher zu ruhen, bis es zu Boden geschmettert ist?

Bevor wir auf die zwei Punkte eingehen, soll erst festgestellt werden, ob die Zustände in China zu bezeichnen sind als

Wirren oder Krieg in China.

Die meisten Zeitungen bringen unter der Spitzmarke „Wirren in China" die Nachrichten über die Kämpfe

und Operationen in China, andere sprechen bereits von Kriegsentschädigung, welche China zu entrichten habe. Thatsächlich herrscht der Kriegszustand und kann deshalb nicht mehr von „Wirren in China" die Rede sein.

Die von den Gesandten gewünschte und von der chinesischen Regierung genehmigte, fremde Schutzmannschaft, welche die Kommandeure der fremden Schiffe absandten, kam am 31. Mai wohlbehalten in Peking an. (Auf Seite 12 wurde sie schon angeführt). Diese war berechtigt, wenn auf sie oder die Gesandten ein Angriff gemacht würde, von ihrer Waffe Gebrauch zu machen; anders ist aber das weitere Vorgehen der Admirale zu beurteilen.

Am 27. Juni berichtet Admiral Seymour an die Admiralität in London ausführlich über sein Vorgehen nach Peking, wovon wir einiges entnehmen, das zur Beurteilung der Sachlage dient. Es heißt unter anderem:

„Am 6. Juni wurde wiederum eine Konferenz der ältesten Marine-Offiziere abgehalten, in welcher der Entschluß gefaßt wurde, daß, im Fall die Verbindung mit Peking abgeschlossen werden sollte, man sie wiederherstellen müsse, gleichviel welche Truppenmacht dafür notwendig sein sollte.

Am 7. Juli erhielt ich Nachricht, daß General Nieh, welcher von der chinesischen Regierung den Befehl erhalten hatte, gegen die in großer Zahl 20 englische Meilen von Tientsin angesammelten Rebellen vorzurücken, einen Kampf bestanden und 500 Rebellen getödtet hätte. Aus einer späteren Information geht hervor, daß diese Zahl sehr übertrieben war.

Am Morgen des 9. Juni fand eine weitere Konferenz der ältesten Marine-Offiziere statt. Am selben Tage, ungefähr um halb zwölf Uhr Abends, erhielt ich ein dringendes Telegramm von Ihrer Majestät Gesandten, worin mir mitgeteilt wurde: — Wenn nicht die in Peking

Lebenden bald Hülfe bekämen, es dann zu spät sein würde. Ich machte meine Kollegen mit dem Inhalt des Telegramms sofort bekannt und teilte ihnen gleichzeitig mit, ich würde sofort mit allen verfügbaren Truppen ausrücken, und drückte die Hoffnung aus, daß sie dabei operiren würden. Die Offiziere und Mannschaften des Geschwaders wurden dann an Bord der „Fama“ des „Whiting“ und eines kleinen Dampfers nach Tongku befördert; ungefähr um 6 Uhr Morgens, am 10. Juni bestiegen sie den Eisenbahnzug und um halb 8 Uhr Morgens kamen sie in Tientsin an. Nachdem dem Konsul einen Besuch abgestattet war, fuhr der Zug ungefähr um halb 10 Uhr nach Peking weiter.

Die kombinirte Abteilung bestand aus 2064 Mann und zwar:

Engländer	915	Amerikaner . . .	112
Deutsche	450	Japanesen	54
Russen	312	Italiener	40
Franzosen	156	Oesterreicher . . .	25

Die 4 Eisenbahnzüge kamen, nachdem sie mehrmals die Zerstörung der Schienen wieder hergestellt hatten, am 12. in Yaugtsun an. Am 14. mußten sie einen Angriff von Boxern abwehren, die in großer Menge und in aufgelösten Trupps mit großem Muth bis an die Züge herbei kamen. Erst nachdem sie ungefähr 100 Mann verloren hatten, zogen sie sich zurück.

Am 16. Juni ging ein Zug ab, der versuchen sollte, wieder nach Tientsin zurückzukommen, derselbe kam aber um 3 Uhr wieder zurück, weil die Strecke zu stark beschädigt war.

Am 18. Juni hatten die verbündeten Truppen wieder einen Angriff abzuwehren, wobei die Chinesen 400 Tode, die Verbündeten 6 Tode und 48 Verwundete hatten.“

Auf einer Konferenz der kommandirenden Offiziere

der verschiedenen Nationalitäten wurde am 19. Juni beschlossen, die Züge zu verlassen und den Rückzug nach Tien-tsin in der Weise anzutreten, daß wir auf dem linken Ufer des Flusses marschierten und die Verwundeten und die Vorräthe in Dschunken den Fluß hinab beförderten. Vier Dschunken waren nämlich vorher unterhalb Yangtsun von den Deutschen einigen Boxern abgenommen worden.

Die Vorkehrungen wurden dann schnell getroffen, und nachdem die Verwundeten sicher eingeschifft und so bequem, wie es unter den Umständen möglich war, untergebracht waren, wurde um 3 Uhr Nachmittags der Rückzug angetreten.

Am 21. Juni wurde das kaiserliche Arsenal bei H'siku eingenommen, welches nach Schätzung für 60 Millionen Mark Kriegsmaterial enthalten habe, und am 25. Juni wurde es zerstört und in Brand gesetzt."

So viel aus dem Bericht von Seymour.

Auf Seite 13 wurde bereits mitgeteilt, daß die Admirale der fremden Schiffe an die Kommandeure der Forts von Taku die Aufforderung ergehen ließen, ihre Truppen bis zum 17. Juni, Nachmittags 2 Uhr, zurück zu ziehen. Da dieser Aufforderung nicht entsprochen wurde, kam es zur Beschießung und Einnahme der Forts. Am 30. Juni befanden sich cica 14,000 und in der ersten Hälfte des Juli 22,000 Mann fremde Truppen mit 80 Geschützen und 19 Maschinengeschützen am Lande auf dem Wege nach Peking zur Bekämpfung der Chinesen. Das Vorgehen der Admirale der fremden Kriegsschiffe ist derart, wie es im Krieg geübt wird, die verbündeten Regierungen haben allerdings bis heute den Krieg nicht offiziell erklärt, sie haben aber nicht nur das Vorgehen der Admirale stillschweigend gut geheißen, sondern durch weitere Rüstungen bestätigt. Wir leben mithin im Kriege mit China.

A. Stehen für das deutsche Reich große Interessen, besonders Handelsinteressen auf dem Spiele, die gewahrt werden müssen?

Wir sagen: für die eigentlichen deutschen Bewohner sind fast gar keine zu wahren, sondern nur die Interessen der internationalen spekulierenden Kapitalisten sind zum Teil auf dem Spiel und hält sich die deutsche Regierung für verpflichtet, dafür einzutreten.

1. Welche Interessen der internationalen Großkapitalisten sollen in China geschützt werden?

Laut der amtlichen Denkschrift, die der Budgetkommission bei der Beratung des Flottengesetzes zugegangen ist, waren im Jahre 1898 von den internationalen spekulierenden Großkapitalisten Kapitalien in China angelegt:

1) Von den 105 Handelsfirmen 100 Millionen Mark. (Ist sehr hoch gegriffen.)
2) In Schiffahrts-, Docks- und Versicherungsgesellschaften zu Hongkong und Schanghai 125 Millionen Mark.
3) In dem Eisenbahn- und Bergbau-Syndikat von Schantung 66 Millionen Mark.
4) In den Bankwesen 10 Millionen Mark.
5) In der chinesischen Eisenbahn Taku-Tien-tsin $2^1/_2$ Millionen.

2. Vertretung der Handelsinteressen in China.

Die Handelsinteressen mit einem Lande von 400 Millionen Einwohner wie China, werden als sehr große auch für Deutschland bezeichnet; sehen wir einmal, was für eine Bedeutung sie für uns haben.

Angenommen, wir würden alle Handelsbeziehungen mit China abbrechen, was würden wir dadurch verlieren? Die Bewohner Chinas sind in der Lage, sich alle ihre nöthigen industriellen Artikel selbst anzufertigen, (außer den neuen Geschütz- und Gewehrsystemen), es ist demnach nur ein Absatz für billige Massenartikel vorhanden. Landesprodukte können wir ohnehin nicht nach China senden.

Wenn wir von China keine Seide und keinen Thee mehr bekämen, so würden wir nichts dabei verlieren, wir könnten diese Artikel sehr wohl entbehren, denn die Seide dient eigentlich nur dem Luxus, den Thee kannten die Deutschen vor 230 Jahren noch nicht, und dient dieses Genußmittel mit seinen 3,58 Prozent Thein (Gift) keinesfalls zur Gesundheit. Wegen Seide und Thee werden wir doch keinen Krieg mit China führen, wenn es uns diese Artikel nicht mehr liefert.

Alle sonstigen Handelsartikel, die China von uns bezieht oder an uns verkauft, sind nicht von Bedeutung.

Als Kolonialland eignet sich China auch nicht, um etwa überzählige Bevölkerung dahin zu leiten, denn das eigentliche China ist so dicht bevölkert als Deutschland.

Uns ist es deshalb unerklärlich, wozu der diplomatische und militärische Aufwand gemacht wird.

3. Der Waarenverkehr Chinas mit dem Ausland.

Die Jagd nach kommerziellem Gewinn ist heute die Triebkraft aller europäischen Staaten. Der reelle und berechtigte Handel mit China bietet aber nicht nur keine Gelegenheit zur Bereicherung für ganz Europa, sondern erweist sich sogar bei näherer Betrachtung verhältnismäßig als höchst unbedeutend, wie aus nachstehender Uebersicht zu ersehen ist.

Uebersicht des Waarenverkehrs China's im Jahre 1898.

In Tausend Taels.

Waarenbezeichnung.	Einfuhr	Waarenbezeichnung	Ausfuhr
Baumwollengarn .	39,295	Rohseide	45,413
Baumwollengewebe	35,324	Thee	28,879
Opium	29,265	Seidenwaaren . .	10,691
Petroleum . . .	11,915	Bohnen u. Bohnenkuchen	7,829
Reis	10,449	Häute u. Felle . .	6,820
Kohlen	5,281	Tabak	3,839
Eisen	4,230	Matten	3,683
Fische	3,162	Baumwolle . . .	3,150
Wollgewebe . . .	3,023	Strohgeflecht . .	3,132
Baumwolle . . .	2,840	Oel	2,462
Zündhölzer . . .	2,597	Zucker	2,446
Ginsen	2,545	Kleider u. Schuh .	1,983
Zinn	2,117	Proviant u. Gemüse	1,590
		Porzellan u. Töpferwaaren . . .	1,504

Opium, Petroleum, Reis, Fische und Baumwolle kann Europa nicht nach China liefern, es verbleiben mithin für die Europäer im Ganzen nur für 89,839,000 Taels Waaren übrig, welche sie nach China liefern können, woran Amerika und andere außereuropäische Staaten auch noch Anteil haben.

Die Banquiers drücken und treiben den Kurs dieser Rechnungsmünze je wie es ihr Interesse erheischt; (der Tael wird zu Fr. 6,20 und auch wieder nur zu Fr. 3,63 berechnet); nehmen wir 4 Mark an, so beträgt die Einfuhr von Waaren, die größtenteils aus Europa stammt, im Ganzen 359,356,600 Millionen Mark.

Wir ersehen aus der Uebersicht:

1) Wie gering der Waarenwerth ist, den China vom Ausland bezog in Vergleich zu Deutschland, welches im gleichen Jahr für 5 439 676 000 Mark fremde Waaren importirte, obwohl es nur den 8. Teil der Bewohner hat.

2) Daß der aus Fabrikationserzeugnissen bestehende Waarenposten, der Europa verbleibt, für Deutschland nur geringfügig ist, wenn man ihn auf die 6 Großstaaten 2c. verteilt, und zudem Amerika an diesen Fabrikartikeln, die in China eingeführt wurden, auch noch Anteil hat. Der Verdienst der Fabrikanten*) und der Händler, ist keinesfalls so groß, als nur die diplomatische Vertretung Deutschland kostet, wo zudem noch ein Stück Land in China gepachtet wurde, das nichts einbringt, wohl aber noch größere Summen beansprucht, zu diesem kommt noch der jährliche Aufwand für zirka 5000 Mann Militär, wofür schon die Transportkosten nicht unbedeutend sind.

Darauf wird erwiedert: daß unsere Staatsleiter keinesfalls so kurzsichtig wären und nur die gegenwärtigen Verhältnisse im Auge hätten, sie blickten vielmehr weit in die Zukunft, wofür diese Unternehmungen berechnet seien. Ein so großes Land wie China mit seiner zahlreichen Bevölkerung müßte in der Folge ein ungeheures Absatzgebiet werden, zumal die Bewohner die seit 3/4 Jahrhundert gemachten industriellen Fortschritte sich noch nicht angeeignet haben.

---

*) Die zwei Waarenposten, Baumwollgarn und Baumwollgeweben, beansprucht fast den ganzen Betrag von der Einfuhr, woran wir beteiligt sind, (außerdem noch an den unbedeutenden Pöstchen von Wollgewebe, Eisen und Zündhölzer). Für diese Hauptposten müssen wir das Rohmaterial teils von Amerika beziehen; dabei hat der amerikanische Fabrikant keine so hohe Fracht zu zahlen, außerdem ist der Seeweg nur halb so weit nach China; es ist daher zu erwarten, daß Deutschland zurückgedrängt wird.

4) Unser zukünftiger Handel mit China.

Der Waarenverkehr Chinas mit dem Auslande hat sich in letzter Zeit von Jahr zu Jahr vergrößert, und sind manche der Meinung, sobald die Chinesen ein Netz von Eisenbahnen haben, die ins Innere des Landes führen, so wird der Handel zu ungeheuren Dimensionen anwachsen. Die große Masse der Chinesen kennt die europäischen Fabrikprodukte noch nicht, so machen z. B. im Inneren des Landes die Leute ihre Kleider mit selbst geschmiedeten und gefeilten Nähnadeln ꝛc. Würden solche Fabrikartikel denselben vor die Augen geführt, so würden sie bald im ausgedehnten Maße gekauft werden, denn die Chinesen sind viel zu praktische Menschen, um den Wert eines Artikels nicht sofort zu erkennen. Was bis jetzt an europäischen und amerikanischen Waaren eingeführt wurde, kommt nicht ganz China, sondern nur kleinen Gebieten in der nächsten Umgebung der offenen Häfen zu Gute. — Wer so rechnet, irrt sich!

Der Grundcharakter der chinesischen Gesellschaft bietet keine Aussicht auf eine bedeutende Ausdehnung des Handels und alle Eisenbahnen*) der Welt, können den Charakter des chinesischen Lebens nur wenig beeinflußen, denn der Chinese gehört seiner Natur nach zu den konservativsten aller Völker. Die Lebensbedingungen derselben sind äußerst einfache und werden es noch auf längere Zeit bleiben. Ernährungsart, Wohnung und Kleidung sind auf die einfachste monotonste Weise bei denselben, viele sonstige Bedürfnisse, die durch den internationalen Handel befriedigt werden könnten, existieren in China nicht.

Außer den kaiserlichen und einigen anderen Palästen, wendet der Chinese statt Glasscheiben in Fenstern nur geöltes Papier und Strohrouleaux an. Er hat keine Oefen, auf seinem Tisch ist nur Porzellan und irdenes Geschirr.

*) Der Chinese wird sich noch längere Zeit gegen die Anlagen von Eisenbahnen sträuben, schon aus dem Grund, weil sie viel Land in Anspruch nehmen, das für ihn großen Wert hat, und wird sich mit Fußwegen begnügen.

Sein Licht unterhält er vielfach mit ölgedrängtem Docht, oder mittelst Kerzen aus Wachs und Unschlicht. Das Feuer erzeugt er mit Stahl und Stein. (Anfangs des letzten halben Jahrhunderts hat man in Deutschland allgemein noch mit Stahl und Stein, womit man Funken erzeugte, die man auf verkohlte Leinen (Zunder) sprühen ließ, wo dann ein Schwefelfaden daran entzündet wurde, Feuer gemacht. Die Holzarbeiter benützten statt Zunder und Schwefelfaden feine Hobelspäne, die sobald sie zu Kohlen gebrannt, ausgedrückt wurden. Aelteren Leuten wird dies noch erinnerlich sein. Die Zündhölzer wurden zwar schon 1833 erfunden, waren aber die erstere Zeit wenig in Gebrauch.)

Der Chinese geht barfuß oder in Stroh- und Holzpantoffeln; er kennt weder Wein, noch Bier, noch spirituose Getränke; sein größter Luxus sind Leckereien und Näschereien die er sich selbst bereitet. In den Städten lebt der Chinese monatlich mit 4 Mark, auf dem Lande lebt der Arbeiter sammt seiner Familie mit 20 Pfennig.

Wo soll nun das wundervolle Absatzgebiet von 400 Millionen Menschen herkommen, die so einfach leben und mit einer kaum glaublichen kleinen Summe ihre Bedürfnisse des Tags bestreiten? Der Erfolg des Kaufmanns beruht auf dem Reichtum seiner Kundschaft! Infolge dieser einfachen Wahrheit, ist für den deutschen Kaufmann in China nur ein sehr magerer Nutzen zu erzielen, überhaupt sind bei den Massenfabrikaten von Nähnadeln, Zündhölzer, Bleistiften 2c. keine großen Snmmen einzuheimsen; der Kaufmann nimmt vielmehr bei den Waaren, die er in China kauft, einen übermäßigen großen Nutzen von deutschen Consumenten, wie es z. B. bei der Seide ersichtlich, wo der Wert der gesammten ausgeführten Seide aus China mit 171 652 000 Mark angegeben ist, die in Deutschland allein eingeführte Seide (ohne die anderen Staaten) aber auf 200 000 000 Mark berechnet wurde.

Der Ausfuhrstatistik von China und der Einfuhrstatistik von Deutschland zufolge ist der ursprüngliche

Preis der Seide, die Deutschland bezieht, gering veranschlagt, durch die Händler wenigstens um das Fünffache gesteigert worden.

Der Thee kostet in China nur den sechsten Teil als in Deutschland,

Hat derjenige Händler, der im Auslande lebt, und der an den Waaren, welche er in die Heimat sendet, einen übertriebenen Profit berechnet, Anspruch auf staatlichen Schutz? Wäre es nicht richtiger, die Einfuhr von einem Luxusartikel (Seide) und das Genußmittel (Thee), an dem sich die Händler zwar bereichern, zu verbieten als staatlich zu begünstigen?! Der Handel mit China bringt für Deutschland keinen Segen und wird es auch für länger so bleiben.

B. Ist es notwendig, Sühne von China zu fordern und zu erzwingen für erlittenes Unrecht?

Man hört und liest zum öfteren: wir haben an China eine schwere Verletzung des Völkerrechts zu sühnen und muß es deshalb das unverrückte Ziel der vereinten Mächte sein, volle Sühne von China für das Geschehene, für die gesetzwidrige, gegen das Völkerrecht verstossende That zu verlangen, die Chinesen müssen dafür gezüchtigt werden.

Wir glauben, daß manches vorgekommen (gleich wie es bei allen Aufständen und Revolutionen vorkommt), das nicht zu rechtfertigen, und eine Bestrafung am Platze ist; allein bis jetzt wissen wir über alles was vorgekommen ist, noch nichts bestimmtes, und werden die Wahrheit nur sparsam, und erst später erfahren. Niemand weiß heute, wie sich die Vorgänge in Peking und anderen Orten in China vollzogen haben, wir können aber die Sühne nur dort suchen, wo die Schuld liegt und nicht bei Unschuldigen. Wenn aber die Rache für Thaten, die Einzelne begangen haben, am ganzen Volk vollzogen werden soll, auch an denjenigen, die ganz und gar nicht daran beteiligt

waren und die Handlungen selbst verurteilen, finden wir dies äußerst inhuman und ungerecht.

1) Der Tod des Gesandten Freiherr v. Ketteler.

Es ist soweit festgestellt, daß Ketteler in Peking am 19. Juni getödtet wurde, wer dies aber gethan, oder wer indirekt den Mord veranlaßt hat, ist bis jetzt nicht festgestellt, wird auch schwer zu ermitteln sein.

Wie bereits auf Seite 16 angeführt wurde, hat Tsunli Yamen (Ministerium des Auswärtigen) am 29. Juli erklärt: „Daß der deutsche Gesandte am Tag vor seiner Ermordung seinen Besuch dem Ministerium schriftlich angekündigt, das Ministerium stimmte der Ankündigung aber nicht zu, weil es befürchtete, er könne auf dem Wege belästigt werden. (Die Aufregung mag in Peking eine gewaltige gewesen sein, da 2 Tage zuvor die Beschießung und Wegnahme der Forts Taku stattgefunden hatte.) Trotz dieser Abratung sucht Ketteler sein Vorhaben auszuführen, und er wurde auf dem Weg ermordet. Es wäre dies jedem anderen Gesandten auch passiert, wenn er an diesem Tage denselben Weg gemacht hätte.

Bekanntlich beliebten die europäischen Diplomaten mit den chinesischen Beamten auf eine verächtliche Art zu verhandeln, und wäre es denkbar, daß ein beleidigter Beamte die Gelegenheit benützte, sich zu rächen, und den Mord begangen hat; oder daß derselbe auf seine Anstiftung ausgeführt wurde. Es ist möglich, daß es in China auch solche Leute gibt, wie diejenigen, welche Carnot den Präsidenten von Frankreich, die Kaiserin von Oesterreich und den König von Italien mordeten.

Die Majestäten sind geheiligte Personen, und ist ein Mord derselben gewiß so strafwürdig als der Mord eines Gesandten, wir haben aber nicht gehört, daß ein ganzes Volk dafür bestraft werden sollte.

2) Folgen von den Lügenberichten über Kettelers Tod.

Von Leuten, welche dem Bericht Glauben geschenkt, welcher besagt: — „Das chinesische Volk habe v. Ketteler

bis an den Hals in den Boden eingegraben, dann mit glühenden Eisen die Augen ausgebrannt, so daß er die Todesqual stundenlang aushalten mußte“ — haben wir allerdings auch sagen hören, daß die Chinesen für dieses barbarische Verfahren exemplarisch bestraft gehörten.

Wir nehmen an, daß unter dem empörenden Eindruck des Todes des Herrn v. Kettlers, die Kaiserrede vom 27. Juli gehalten wurde, (anders können wir sie uns nicht erklären), welche unter anderen lautet: — „Ihr sollt auch rächen den Tod unseres Gesandten und vieler, nicht nur Landsleute, auch andere Europäer! kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor 1000 Jahre die Hunnen unter ihrem König Etzel*) sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Ueberlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf 1000 Jahre durch, auch in einer Weise bethätigt werden, daß niemals wieder eine Chinese es wage, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.“

Schließen die offenbar erlogenen Nachrichten von Kettelers Ermordung nicht eine Majestätsbeleidigung ein?! — Wie die Depeschenagenten und Zeitungsbesitzer für das, daß sie das Publikum angelogen haben, bestraft werden müssen, haben wir schon auf Seite 15 und 17 angegeben, und hoffen wir, daß es auch in der angegebenen Weise vollstreckt wird, und daß sie der allgemeinen Verachtung anheim fallen.

---

*) Etzel oder Godegisel (Gottesgeißel) ist der Spitzname von Attila, dem König der Hunnen, (die 375 in Europa eindrangen), der seine Residenz bei Tokoy (Ungarn) genommen hatte; es waren die hunnischen, sarmatischen und germanischen Stämme von der Wolga bis tief nach Deutschland hinein zu einem seiner Herrschaft unterworfenen Völkerbund vereinigt. Im Jahre 451 fand er in der Schlacht auf den katalaunischen Feldern (Frankreich) an den vereinten Römern, Westgoten, Franken, Burgunder ꝛc. einen starken Widerstand, was ihn veranlaßte, nach Ungarn zurückzukehren. Attila starb 453. Es entstand Streit unter dessen Söhnen, und seit 469 verschwindet ihr Name aus der Geschichte.

3) **Was sind die Ursachen vom jetzigen Krieg in China?**

Dem geschätzten Leser sind schon verschiedene Ursachen des jetzigen Kriegs aus Zeitungen bekannt und sonst genannt worden, weniger bekannt ist aber das, was Bischof Anzer*) für die Ursache erklärt, weshalb wir es hier einreihen. Die Zustände aus denen er sein Urteil ableitet, sollen des leichteren Verständnisses wegen, zunächst kurz angeführt werden.

Der Herr Bischof ist viel in Berlin gewesen und hat es vielmehr für seine Missionsaufgabe gehalten, das deutsche Reich für die katholische Mission in China zu engagieren, als in seiner Diözese thätig zu sein. Er hat im auswärtigen Amte die bestimmteste Erklärung abgegeben, „daß die deutsche Festsetzung eine Lebensfrage sei, nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission.

Im „Oesterreich. Loyd" wird behauptet, „der Bischof Anzer sei nach Berlin gereist und habe seine Mission unter deutschen Schutz gestellt, weil er von dem französischen Gesandten nicht genügend unterstützt worden sei.

Bekanntlich stunden alle katholischen Missionen un-

---

*) Bischof Anzer, von dem schon mehrmals in den Zeitungen die Rede war, ist ein geborener Oberpfälzer und weilt jetzt in Deutschland. Er ist fast ständig auf Reisen nach Europa, so daß schon katholische Blätter daran erinnert haben, er möchte doch endlich in seiner Missionsdiözese bleiben.

Wir wollen einiges von einem Bravourstück mitteilen, das der Herr Bischof in China geleistet hat, worüber die „N. F. Presse" ausführlich berichtet.

Bischof Anzer residirte in Tsinning, der Wohnort genügte ihm jedoch nicht, und wollte er seinen Wohnsitz in Jentschoufu aufschlagen, einem Ort, der als Stätte, wo der große Lehrer der Chinesen, Konfuzius, lebte und lehrte, als heilig gilt. Dieses Verlangen rief, wie der Bischof berichtete, einen lebhaften Kampf hervor. Zunächst habe ich mein Verlangen dem französischen Gesandten zur Kenntnis gebracht, (denn damals hatte Frankreich das Protektorat über die katholischen Christen). Ich erhielt jedoch bald von Tsung-li Yamen den Bescheid, — daß die Chinesen keine christliche Niederlassungen an einer Stelle wollten, an der einst der Stifter ihrer Religion gelebt.

ter dem Schutz von Frankreich. Von 1890 ab hat die deutsche Regierung das Protektorat über die deutschen katholischen Missionen übernommen. Frankreich wurde früher immer als „der Arm Gottes, dessen Schwert überall das Werk Gottes vollbringe", gepriesen. Der Katholizismus benützte die französische Macht zu seinen Missionszwecken und die französische Regierung zu ihren politischen Zwecken.

Auf Seite 102 wurde näher ausgeführt, daß die deutsche Regierung wegen Tödtung zweier Missionäre in dem Missionssprengel des Bischof Anzer Veranlassung nahm, Sühne zu fordern und gleichzeitig ein Stück Land in Kiaotschau zu militärischen Zwecken gepachtet habe.

Das Protektorat über die deutschen Christen war mittlerweile an Deutschland übergegangen, aber auch der deutsche Gesandte teilte mir mit, ich sollte mich keiner weiteren Illusion hingeben. Alle Ueberredungskunst wäre vergeblich. — Die Chinesen würden das Andenken des Konfuzius entweiht glauben, wenn ein christlicher Bischof sich in Jentschoufu niederlasse. Ich blieb fest, und endlich glaubte ich mich am Ziele angelangt. Ich hatte von Peking her die Erlaubnis bekommen mich in Jentschoufu zu etablieren. Dem Gouverneur daselbst war vom Vicekönig von Schantung der Auftrag, mich und die meinen freundlich aufzunehmen in einer Art, die meinem Range als Mandarin gebühre.

Ich steige in einem Gasthofe ab. Der Gouverneur läßt mich begrüßen und mir sagen: er werde mich den Tag darauf im Tempel des Konfuzius festlich empfangen. Indessen waren an den Mauern große Plakate angeschlagen mit dem Aufruf — Tod den Teufeln! — Ich mache mich bald aus dem Hause, ich will erfahren, welche Stimmung gegenüber uns im Orte herrscht. Ueberall ist Ruhe, nirgens geschieht uns ein Leid. — Der Tag war angebrochen, an dem uns der Gouverneur festlich begrüßen sollte. — Ich begebe mich in den Tempel des Konfuzius; er war voll von Menschen und kaum waren wir eingetreten, so wurden wir mit ohrenzerreißendem Geschrei von dem hier versammelten Pöbel empfangen, der „Tod den Teufeln" rief. — Ich behalte kaltes Blut. Ich erkannte sofort die Situation. Ich trete zum Gouverneur und seinen Mandarinen hin und mache sie mit lauter Stimme verantwortlich für alles, was geschieht.

Die Mandarinen wehrten ab, entschuldigten sich. Indessen sah ich, wie sie verschmitzt lächelten — nur ein Chinese versteht es so zu lächeln — und ein verstohlenes Zeichen zu weiterem Lärm und Aufruhr gaben. Dabei aber lud mich der Gouverneur zu einem Mahle

Nach der „Germania“ sagte der katholische Missionär bei der Begrüßung des Prinzen Heinrich in Kiaotschau „die Erfahrung hat gelehrt, daß immer nur da, wo die weltliche Macht den Glaubensboten ihren starken Arm liehen, ein durchgreifender Schritt zur Christianisierung eines Volkes gemacht werden konnte.“ — Es ist die alte Geschichte, die Kirche benützt den starken Arm der weltlichen Macht zu ihren Zwecken, und die weltlichen Gewalten leihen ihn gerne, wenn sie einen politischen Vorteil davon haben.

Derselbe Bischof Anzer, der seiner Zeit die Besetzung Kiaotschau's betrieben und deswegen viel mit kirchlichen und weltlichen Würdenträgern (mit Kaiser Wilhelm II.) verkehrt hat, sagt:

---

ein, das zu meinen Ehren stattfinden sollte. Ich lehnte ab. Die Leute im Tempel heulten von neuem. Ich verlor den Mut nicht, ich brach mir Bahn durch die erregte und lärmende Menge. Ich packte einen Mandarinen am Arm, ich zwang ihn, sich zu meinem Kutscher auf den Bock zu setzen, um uns durch seine Gegenwart vor dem Pöbel zu sichern.

Wir verließen Jentschoufu. Die Sache kam vor das Tsung-li-Yamen. Die hohe Körperschaft erklärte sich nicht kompetent zu entscheiden über meine Anklage gegen den Gouverneur und die Mandarinen von Jentschoufu und über mein Anliegen, mich dort niederzulassen, und meinte, die Sache solle dem Kaiser vorgetragen werden. Und sie kam vor das Ohr des Kaisers.

Kaiser Kwangfu richtete streng über das Gebahren der Mandarinen von Jentschoufu, er entschied:

Sie sollen verurteilt sein, mir ein Haus in der heiligen Stadt zu kaufen. Sie sollten in einer Proklamation an das Volk bekennen, daß sie sich mir gegenüber frevelhaft und schändlich benommen. Die Rädelsführer sollten in Kerker geworfen werden. Die schuldtragenden Mandarinen sollten für eine Anzahl von Jahren ihres Ranges verlustig gehen.

Das Urtheil kam aber nicht zur Ausführung, da die Straflosigkeit der Verurtheilten das Versprechen erwirkte, nichts wieder gegen mich zu unternehmen.“

Bemerkt sei, daß der Bischof sich sehr gegen die Etiquette verging, indem er den am Arme gepackten Mandarin zwang, auf den Bock zu seinem Kutscher zu sitzen, statt an seiner Seite Platz zu nehmen, und daß man es als eine starke Aufdringlichkeit bezeichnen kann, gerade in dem Orte zu wohnen, wo Konfuzius gelebt hat. Nach dem Urteil zu schließen, werden die Missionare in China von höchster Stelle sehr beschützt und begünstigt.

„Der erste bedeutendste Grund der Verfolgung war die Besetzung von Kiautschau. Daß darauf eine Reaktion einsetzen mußte, war vorauszusehen; denn die Wunde die Kiautschau geschlagen, war noch lange nicht ausgeblutet. Port Arthur (Besitzergreifung von den Russen), Weihaiwai (Engländer) die demütigenden Zeitungsprojekte von einer bevorstehenden Teilung Chinas, das alles datirt von Kiautschau. Die gebildeten Chinesen und namentlich die Mandarinen empfinden diese Schmach aufs tiefste und sinnen, wie das selbstverständlich ist, auf geeignete Gelegenheit zur Rache. Der Gouverneur Yusien von Schantung erklärte mir: „Weil die Missionare ermordet wurden, deshalb sind die Deutschen gekommen, darum Kiautschau und alles, was darauf folgte. Du hast die Deutschen gerufen, ihr seid schuld an Allem.“ Darum erklärte mir auch Li Hung Tschang: „er wundere sich gar nicht, daß in Süd-Schantung alles darunter und darüber gehe. Hier liege die Veranlassung dazu in der Besetzung von Kiautschau; diese Kenntnis dringe allmählig unter das Volk und erzeuge Erbitterung, daher die Aufstände.“ Anzer setzt diesem noch zu: „Nun muß man die wilde chinesische Fama und die riesige chinesische Unwissenheit kennen, um zu begreifen, welche Wuth die unsinnige Parole angerichtet hat.“

Wir bemerken, daß es eine unbestrittene Thatsache ist, daß nach der Besitzergreifung der Deutschen in China sich die Idee verbreitete, als sei China eine Pastete, von der sich jeder, der darnach Appetit verspüre, nach Belieben ein Stück abschneiden könne.

Wir haben den Hauptgrund zur Veranlassung des Krieges mit China bereits auf Seite 9 angeführt, und überlassen es dem Urteil der geschätzten Leser, in wie weit das von Bischof Anzer Gesagte zum Kriege beigetragen haben kann.

5. Kriegsentschädigung Chinas an die vereinten Mächte.

Wir wollen nicht untersuchen, wer von Rechts wegen die Kriegskosten zu zahlen hätte, denn es gibt ver-

12

schiedene Rechte. Z. B. Recht ist Recht, Unrecht ist auch Recht, wie man es macht, ist es recht und Gewalt geht vor Recht. Und letzteres soll jedenfalls angewendet werden. Es soll nur festgestellt werden, warum die Großkapitalisten eine große Kriegsentschädignng befürworten, die China zahlen müsse. Wir finden es recht wohl begreiflich, daß die internationalen Großkapitalisten eine große Kriegsentschädigung befürworten, die ein Anlehen bedingt, denn sie wollen nicht nur bei Beginn und während eines Krieges verdienen (durch Börsenmanöver und Lieferungen), sondern auch bei der Anleihe, die für die Kriegsentschädigung nothwendig wird, ihren „Rewach" machen. Daß aber die „Kreuzzeitung" auch in dem Fahrwasser der Großkapitalisten fährt, ist zu verwundern. Sie schreibt:

„Ein so großes und reiches Gebiet wie China kann und muß mindestens eine angemessene Kriegsentschädigung an die Mächte entrichten. Diese Kriegsentschädigung läßt sich freilich nur durch die Aufnahme einer Anleihe unter Bürgschaft der Mächte aufbringen. Diese Bürgschaft der Mächte berechtigt sie aber, zunächst diejenigen Verwaltungszweige zu überwachen oder zu reorganisieren, aus deren Erträgen die verbürgte Anleihe zu verzinsen und zu tilgen ist.

Es soll demnach eine weitere fremde Verwaltung in China eingesetzt werden, ähnlich denen in der Türkei, Griechenland und Egypten. Betritt man diesen Weg, so wird auch die Einigkeit der Mächte nicht erschüttert werden, da sie alle an der Kriegsentschädigung und an der Weiterentwickelung des Handels mehr oder minder beteiligt sind. Bis zu welchem Grade in die Zollverwaltung und Finanzverwaltung des chinesischen Reiches einzugreifen ist, wird zu ersehen sein, wenn fachmännische Berichte über die einschlägigen Verhältnisse vorliegen. Begnügt man sich mit der Erhöhung der Seezölle, so ist zu befürchten, daß in letzter Reihe der fremde Handel die Kriegsentschädigung tragen muß. Es wird daher auch

die innere Finanzverwaltung zur Deckung der Kriegsentschädigungsanleihe herangezogen werden müssen. Zunächst hat man dann zu prüfen, ob die Steuergesetzgebung entsprechend zu reformieren ist oder ob es genügt, die Koruption der chinesischen Verwaltung durch das Eingreifen der fachmännischen Vertreter der Mächte zu beseitigen. Was auf dem chinesischen Reiche und Volke drückt, ist anscheinend in erster Reihe die Mandarinenwirtschaft mit ihrer weitgehenden Koruption. Gelingt es den Mächten und ihren Stellvertretern, an Stelle dieser Koruption eine ehrliche Verwaltung zu setzen, so werden nicht nur gewichtige finanzielle, sondern auch moralische Ergebnisse zu erzielen sein 2c."

Wir müssen uns verwundern, daß die agrarische „Kreuzzeitung" hier den Handel mit China beschützen will uud sich damit auf Seite des internationalen Großkapitals stellt.

Was sie über die Mandarinenwirtschaft sagt, so wird auch in Europa vielfach über manche Beamten Klage geführt, und würden die Chinesen sich wohl zu keinem Tausch verstehen, schon deshalb nicht, weil sie mit ihren Mandarinen mehr ausgesöhnt sind, indem der Zugang zu den höchsten Ehrenstellen nicht an eine bevorzugte Klasse gebunden ist, sondern auch den Bauern und Handwerkern offen steht, wenn er die vorgeschriebenen Examina besteht, was nicht selten der Fall ist.

Was wäre das Resultat von einer fremden Finanzverwaltung in China?

Ganz das Gleiche wie in den anderen Staaten, wo derartige bestehen, das chinesische Volk würde im Intresse der internationalen Großkapitalisten aufs äußerste ausgebeutet werden.

Die armen Fellahs (Bauern) in Egypten, sowie alle anderen Völker, wo eine fremde Finanzverwaltung besteht, können ein Lied davon singen.

Die Chinesen haben bereits einen Vorgeschmack von einer fremden Finanzverwaltung bekommen, die im Interesse der Großkapitalisten eingesetzt wurde. Auf Seite 9 wurde bereits mitgeteilt, daß für das erste Anlehen, welches der chinesische Staat 1874 aufnahm, als Garantie für Zinsen die Zolleinnahme bestimmt und unter eine europäische Verwaltung gestellt wurde; diese Zollverwaltung hat in einem Jahr doppelt so viel für den Zolldienst gerechnet, als das ganze Anlehen betrug.

Als Illustration, wie die internationalen Großkapitalisten auf die verschiedenste Weise die Ausbeutung des Volks auch in Deutschland betreiben, soll nachstehendes eingereiht werden.

Im Jahre 1889 war im Ruhrgebiet ein großer Kohlenbergwerkerstreit ausgebrochen, der dann endete, als den Bergleuten 2 Pfennig für den Zentner Kohlen zu fördern zugelegt wurde; von der Spekulationsclique wurde der Zentner aber sehr bedeutend bis zu 30 Pfennig gesteigert, und wenn die Direktionen der Staatsgruben dem Ansinnen der Großkapitalisten entsprochen hätten, so wäre noch ein größerer Aufschlag der Kohlen erfolgt.

Im Jahre 1895 kostete 1 Zentner Nußkohlen in Heidelberg in kleinen Quantitäten ins Haus geliefert 80 Pfennig, heute kostet dieselbe Kohle den doppelten Preis 1,60 Mark. Die Arbeitslöhne für die Steinkohlen zu fördern sind dieselben wie 1895, auch alle anderen Verhältnisse sind fast die gleichen. Das Spekulantentum erzeugt dadurch die sogenannte Kohlennot in Deutschland, daß es große Quantitäten zu billigen Preisen ins Ausland führt, damit es die inländischen Kohlenkonsumenten plündern kann.

Mittelst der Börse haben die Spekulanten die Bergwerksaktien von April d. J. bis Juni, manche um 100 Prozent, heruntergedrückt, — um die kleinen Aktienbesitzer zu berauben.

Zufolge von vorstehend Gesagtem kann ein rechtlich und human denkender Mensch nicht wünschen, daß China eine Finanzkontrolle von den fremden Mächten, im In=

teresse der internationalen Großkapitalisten, aufgedrängt wird, womit das chinesische Volk ausgebeutet würde, und erwarten wir, daß es nicht dazu kommt.

Für Deutschland wünschen und hoffen wir, daß es nicht in Folge von „Weltpolitik", von der vielfach die Rede ist, in einen Krieg verwickelt wird, der sich ähnlich gestalten könnte wie die Kreuzzüge. Pabst Urban II. forderte auf der Kirchenversammlung Clermont 1095 zu einem Zug nach Palästina auf. Von der Zeit von 1096—1291 gingen 7 große und gutbewaffnete Heere (eines von 400 000 Mann), 1 unorganisirter und 1 Kinderzug von Westeuropa nach Kleinasien ab, von denen nur wenige zurück kamen. Der Erfolg ist ja allgemein bekannt, er war ein kläglicher.





Schlusswort.

Es wäre möglich, daß der eine oder andere geschätzte Leser zu der Ansicht gekommen ist, unsere Darstellung sei nicht objektiv genug, sondern den Chinesen allzugünstig, weil im Anfang gesagt wurde: — der Aufstand der Boxer sei die logische Folge von der Ausbeutung der europäischen Groß-kapitalisten; ferner sagten wir, daß in Deutschland ähnliche patriotische Erhebungen stattgefunden haben, deren Kämpfer heute noch verehrt werden. Wir bemerken dazu:

Die öffentliche Meinung über die Zustände in China ist von 1840 ab getrübt, in neuerer Zeit wurde durch die Flut von lügenhaften Telegrammen, die uns von den internationalen Depenschenbureaus gesandt wurden und heute noch zugehen, das Urteil des deutschen Volkes über die Vorgänge in China irre geleitet, wir haben es des-halb als Pflicht betrachtet, dem gegenwärtigen Gegner, der jetzt im Vordergrund des Interesses steht, gerecht zu werden, es ist uns aber nicht in den Sinn gekommen, das in China vorgekommene zu beschönigen.

Die Zustände in China, die zum Teil sehr interessant sind, haben wir, soweit es der vorgeschriebene Raum zu-ließ, beschrieben, indem wir hoffen, daß wir dem geehrten Leser ausreichende Belehrung über alles wissenswerte ge-boten haben.

Im letzen Kapitel versuchten wir nachzuweisen, welchen Einfluß die chinesischen Zustände auf die unserigen ausüben, und ob die unter dem Publikum allgemein verbreitete, und von den meisten Zeitungen, namentlich größeren Blättern, fast täglich wiederholte Ansicht richtig ist, — daß für Deutschland große Interessen, besonders Handelsinteressen auf dem Spiele stehen, — wovon bereits nachgewiesen wurde, daß dies nicht so ist. Zum Ueberfluß sei noch bemerkt, daß im Brockhaus Band 4 Seite 197 eine Tabelle enthalten, worin die Ein- und Ausfuhr von Waaren in China von allen Völkern angeführt ist, der zufolge der europäische Continent (mit Ausnahme von Rußland) im Jahr 1896 insgesammt nur für 9,431,985 Tael Waaren nach China gesandt hat. Selbst wenn Deutschland für die ganze Summe Waaren nach China gesandt hätte, so wäre das Ergebnis nur ein sehr kleinliches unserem Import gegenüber, der im Jahre 1898 Mark 5439,676,000 betrug (wie schon angeführt wurde.)

Wer sich solchen Thatsachen gegenüber noch erkühnt, von großen Handelsinteressen zu sprechen, die Deutschland in China zu vertreten habe, bei dem ist gewiß sozusagen Hopfen und Malz verloren.

Wenn wir durch vorliegende Schrift zur Klarstellung mancher Fragen, namentlich der sich auf unsere Verhältnisse beziehenden, beigetragen haben, so wäre der Zweck erreicht, und würde dies uns erfreuen.

Noch eine kurze Bemerkung über die gemeinsame militärische Aktion der verbündeten Mächte. Nach amtlicher Mitteilung standen 61,000 Mann mit 176 Geschützen auf der Linie Taku-Peking, von diesen befanden sich 18400 Mann mit 108 Geschützen in Peking, worunter 4480 Russen mit 22 Geschützen sind. Im Laufe des September werden weitere 21,300 Mann mit 54 Geschützen in China landen, so daß bis Ende September 82300 Mann mit 230 Geschützen auf der Linie Taku-Peking stehen. Außerdem steht die Vervollständigung ihres Trains und Nachschubs mittlerweile noch zu erwarten. Diese Heeresmacht

dürfte für die einzelnen zerstreuten Heeresteile der Chinesen vorerst genügend sein, da wohl kaum eine allgemeine Erhebung Chinas zu gewärtigen ist.

Wenn das Heer der Verbündeten über Winter in seiner Stellung bleibt, so wird es seine größte Schwierigkeit in der Verpflegung finden, denn der Peiho gefriert zwischen Mitte Oktober bis Mitte November zu. Die Eisenbahn soll so gründlich zerstört sein, daß die Wiederherstellung 18 Millionen Mark erfordert und in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist. (Wenn die Lokomotiven und das Wagenmaterial nicht zerstört ist, so glauben wir, daß das Schienengeleis bald soweit in Ordnung zu bringen ist, daß die Strecke befahren werden kann). Für die Verbindung von Peking zum Meere bliebe dann nur der Landweg übrig, was aber chinesische Landstraßen bedeuten (oder vielmehr die holberigen Dämme aus Steinquadern), kann man sich leicht denken. Zu dieser Schwierigkeit kann sich die Strenge des nordchinesischen Winters mit seiner sibirischen Kälte gesellen.

Bis jetzt ist kein besonderer Mißton unter den Mächten zu Tage getreten, und glauben wir, daß die Aktion harmonisch zu Ende geführt wird, eine Bürgschaft dafür möchten wir aber doch nicht übernehmen.



Druck der Buchdruckerei Moriell, Heidelberg.





Verlag von **Friedrich Luckhardt** in **Berlin** und **Leipzig.**

Thatenbuch

der deutschen Reiterei.

Den deutschen Reitern gewidmet

von

Emil Buxbaum,

Major beim Stabe des k. b. 2. schweren Reiter-Regts. „Erzherzog Ferdinand von Oester.-Este."

Preis eleg. broch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Die „Nordd. Allg. Zeitung" sagt in der Nummer vom 25. Oktbr. 1900 über dieses Werk folgendes:

Major Buxbaum des 2. bayerischen schweren Reiterregiments hat der Reiterwaffe in ganz neuerlicher Weise ein „Thatenbuch der deutschen Reiterei" gewidmet. (Verlag von Fr. Luckhardt, Berlin und Leipzig.) Zur Durchführung des glücklichen Gedankens, von jedem Regiment der gesammten deutschen Reiterei Dasjenige zur Kenntniß der anderen Regimenter zu bringen, was vor allen anderen Thaten aus alter und neuerer Zeit besonders hoch in der Tradition gehalten wird, hat der Verfasser den praktischen Weg beschritten, jedes einzelne Regiment um Vermittlung des geeignet scheinenden Materials zu ersuchen. Seine Arbeit bestand dann darin, das Material, das von einzelnen Regimentern je nach ihrer Vergangenheit und ihrem Kriegsglück recht zahlreich und vielseitig, von anderen weniger werthvoll war, so zu sichten, daß aus der Gesammtheit ein sehr lesenswerthes Buch und ein vorzügliches Unterrichtsmittel entstand. Die Regimenter können auf diese Art aus ihrer Vergangenheit sowohl wie aus der der anderen lernen.

Druck von Oscar Brandstetter. 17125.